L. gen.
89
l

L. gen. 89 l

<36606669990011

<36606669990011

Bayer. Staatsbibliothek

Vorläufige Grundlegung

zu einer

Sprachphiloſophie

von

Dr. S. Stern.

Berlin,
bei Bechtold und Hartje.

1835.

19 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinen

geliebten Eltern

widmet dieſe Schrift

als Zeichen wahrer Verehrung und Dankbarkeit

der Verfasser.

Vorrede.

„Welches Recht haben wir, Meinungen über Gott, über „das abgeſonderte Leben und Weſen der Seele, und ähn„liche Materien zu haben?" war die große Frage, mit welcher Kant an allen philoſophiſchen Syſtemen rüttelte, die ſich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt hatten, und die Antwort: „Keines; denn wir haben kein Mittel, ir„gend etwas zu erkennen, was wir nicht vermittelſt un„ſrer Sinnlichkeit in uns aufzunehmen vermögen," war es, womit alle jene Syſteme früherer Philoſophie umgeſtürzt wurden, welche Meinungen über Gegenſtände dieſer Art ausgeſprochen hatten, und als Wahrheiten wollten anerkannt wiſſen, ohne ſich auch nur ſelbſt über die Quelle zu befragen, aus welcher ſie dieſelben geſchöpft hatten. Aber nicht nur was wir nicht wiſſen können, wollte Kant zum Bewußtſein bringen, ſondern auch was wir wiſſen, und gerade um das Weſen unſres Wiſſens und Erkennens ſeinem wahren Werthe nach darzuſtellen, mußte er zeigen, was von dem Inhalte unſres Bewußtſeins unſer Eigenthum, unſre That ſei, und was uns von Außen zu demſelben gegeben werde. Er mußte die nothwendige Form unſres Denkens ſuchen und ſie von dem vorgefun-

denen Inhalte ſondern, um beides in ſeiner Reinheit und ſeinem wahren Gehalte nach darſtellen zu können. Aber wenn wir nun von Neuem fragen „Welche Mittel hatte „Kant, dieſe Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, dieſe „Funktionen ſeines Denkvermögens zu erkennen, durch deren „Erkenntniß wir zu einer ſichern Würdigung von dem Werthe „deſſen gelangen könnten, was wir als Inhalt unſres Be„wußtſeins haben?“ ſo muß die Antwort eben ſo beſtimmt lauten: „Keine, um dieſes Denkvermögen, dieſe geiſtigen „Funktionen des Menſchen an ſich zu erkennen.“ Der Menſch kann vielmehr gerade von ſich ſelbſt als einem Denkenden nicht nur keine Kenntniß, ſondern nicht einmal ein Bewußtſein haben, ehe er ſich nicht wieder zum Gegenſtande geworden. Kant aber hat durchaus nur die Seite unſrer Sinnlichkeit, d. h. unſres nothwendigen Zuſammenhangs mit der ganzen Außenwelt hervorgehoben, daß unſer Denken (die Form unſrer geiſtigen Thätigkeit) nur dadurch wirklich werden könne, daß es ſeinen Inhalt von der Außenwelt empfängt, d. h. die Gegenſtände der Außenwelt durch die Sinne auf ſich wirken läßt. Aber die zweite Seite dieſes nothwendigen Zuſammenhangs mit der Außenwelt, indem zur Vollſtändigkeit eines jeden Denkakts, ja eines jeden Daſeinsmoments auch die Rückwirkung auf die Außenwelt, die Fortpflanzung der hervorgebrachten Wirkung durch neue Wirkungen nach Außen gehört, iſt von Kant ganz unberückſichtigt geblieben. Der innerlich gewordene Eindruck der Außenwelt muß nothwendig wieder in die Sinnlichkeit treten, und dieſe gewinnt ſo ihre wahre Bedeutung, als Beſchränktheit des Einzelweſens durch ſeinen Zuſammenhang mit der ganzen übrigen Welt, indem daſſelbe nur als ein be-

ſtimmtes Glied derſelben ſeine Exiſtenz hat. Hierin haben wir aber auch zugleich das einzige Mittel, das Weſen der menſchlichen Thätigkeit, d. h. die Form, welche er den von Außen empfangenen Eindrücken anbildet, in dem Hervortreten derſelben nach Außen zu erkennen. Wir können dieſe Seite des menſchlichen Daſeins von dieſem Geſichtspunkte aus die Manifeſtation deſſelben nennen. Der Weg iſt nicht neu, von der Manifeſtation aus das Weſen deſſen zu ſuchen, was ſich darin kund giebt, denn woher ſonſt hätte man jemals irgend eine Erkenntniß erlangen können? Aber dieſen Weg mit ſicherem Bewußtſein zu gehen, muß der Philoſophie förderlich ſein, und ſie vor all' den Irrwegen bewahren, in welche ſie bei der Unbekanntſchaft mit dem Pfade geräth, auf dem ſie ſich befindet. Das Verhältniß der Philoſophie zu den Erfahrungswiſſenſchaften wird ſich durch dies Verfahren umkehren müſſen. Denn während z. B. die Reſultate und Grundſätze jener, beſonders in der neuern Zeit, zur Grundlage für die Unterſuchungen in allen Wiſſenſchaften, wie z. B. in der Geſchichte, in den Sprachwiſſenſchaften rc. gemacht wurden, ſo werden nach dem gegenwärtigen Verfahren die empiriſchen Reſultate dieſer zur Grundlage für die philoſophiſchen Unterſuchungen gemacht werden, d. h. die Erſcheinungen der menſchlichen Thätigkeitsformen in ihrer Totalität werden uns zum Mittel dienen, das Weſen dieſer Formen ſelbſt zu erkennen. Ich habe in der vorliegenden Schrift, der ich die ausführlichen, vielleicht auch anderen Gebiete der Manifeſtation betrachtenden Werke dürfte folgen laſſen, dieſes Verfahren zuvörderſt in Beziehung auf die Sprache in Anwendung zu bringen verſucht. Man kann nämlich das ganze Gebiet der Manifeſtation

nach zwei relativ entgegengeſetzten Richtungen ſondern: die eine, in welcher ſich die Beſtimmtheit des menſchlichen Daſeins, als reine Wirkung auf die Außenwelt darſtellt, die Naturbildende Thätigkeit, die zweite, in welcher die Manifeſtation nur eben die Darſtellung dieſer Beſtimmtheit ſelbſt iſt, „die Sprache“. Und dieſe nun, nicht, wie ſie ſich als rein Sinnliches, d. h. als eine bloße Mannigfaltigkeit hörbarer Laute darſtellt, ſondern eben als Manifeſtation, d. h. immer nur in Betracht deſſen, was ſie darſtellt und ausſpricht, haben wir hier zum Gegenſtande unſrer Unterſuchungen gemacht, und glaubten, wie wir im Verlauf der Abhandlung näher nachweiſen, in dieſer reinſten Darſtellung der menſchlichen Geiſtesthätigkeiten das ſicherſte Mittel gefunden zu haben, ein vollſtändiges Gebäude der Funktionen des menſchlichen Daſeins danach zu errichten. —

In wie weit ich dieſer Abſicht genügt habe, möge die folgende Abhandlung ſelbſt lehren.

Berlin, den 22. Dezember 1834.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite.

Erſtes Capitel.

Was iſt die Sprache? 1
§ 1. Einzelnes aus der Geſchichte der Meinungen über das Weſen und die Entſtehung der Sprache, als Einleitung 1
§ 2. Sprache iſt die Manifeſtation des beſtimmten Daſeinsmoments 6
§ 3. Sprache iſt alſo zuvörderſt nicht ein Mittel, ſondern eine Wirkung 8
§ 4. Sprache iſt alſo keine menſchliche Erfindung 9
§ 5. Die Sprache iſt, ihrem Weſen nach, nicht ein Medium der Mittheilung 10
§ 6. In der Anwendung der Sprache, als Medium der Mittheilung, manifeſtirt ſich zugleich das Ethiſche Moment der Gleichartigkeit und der Gemeinſchaft 10
§ 7. Die Mittheilung durch die Sprache iſt keine Mittheilung über Gegenſtände der Außenwelt 11
§ 8. Dieſe Mittheilung über Gegenſtände der Außenwelt geſchieht nicht unter der Form von Begriffen 12
§ 9. In wie weit die Sprache eine organiſche Funktion ſei? . . 13
§ 10. Welchen Werth hat die Funktion der Manifeſtation im Weſen des menſchlichen Daſeins? 14

Zweites Capitel.

Entwickelungsweiſe der Sprache 18
§ 1. Fortſchreitende Individualiſation des Bewußtſeins und der dieſem entſprechenden Manifeſtation iſt das Princip der Sprachentwickelung 18
§ 2. Die urſprüngliche Einheit der Sprachfunktion iſt das Urtheil. 21
§ 3. Der Begriff, wie er in der Sprache ſich darſtellt, entſteht nur durch eine Individualiſation der urſprünglichen Einheit des Urtheils 22
§ 4. Wie geſtaltet ſich die Lehre vom Begriff von dieſem Standpunkte aus? 25
§ 5. Der Sitz aller Lehre von den Begriffen iſt allein in der Sprache zu ſuchen 26
§ 6. Hiſtoriſche Verfolgung der Lehre von den Begriffen . . . 29
§ 7. Die ſogenannte Anſchauung iſt in der Sprache ſpäter als der ſogenannte Begriff 31

Seite.
§ 8. Verhältniß der hier gewonnenen Reſultate zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung des Menſchen und der wiſſenſchaftlichen Methode überhaupt 32

Drittes Capitel.

Die Form der Sprache, und ihre Anwendung zur Erkenntniß des Weſens des menſchlichen Geiſtes. . 37
§ 1. Wie es überhaupt möglich iſt, den Geiſt zu erkennen? . . . 37
§ 2. Die Sprache iſt die geeignetſte Weiſe der Manifeſtation für dieſen Zweck 38
§ 3. Einige Irrwege und Mißverſtändniſſe, vor welchen es nothwendig iſt, hier zu warnen 40
§ 4. Sonderung der Sprache nach Inhalt und Form 41
§ 5. Was bedeutet dieſer Gegenſatz in der Sprache? 43
§ 6. Die wirkliche Erſcheinung der Sprache ſtellt überall die Einheit von Form und Inhalt dar 44
§ 7. Wie finden wir die Grenzen beider in der Sprache? . . . 45
§ 8. Widerlegung der Agglutinations-Lehre 47
§ 9. Erſte Darſtellung der Form durch Theilung der reinen Stämme in verſchiedene Redetheile 54
§ 10. Die Formen des Verbum: Weltanſchauung unter der Form der Zeit 55
§ 11. Die Perſon, Kategorie der Subjektivität und Objektivität . 56
§ 12. Die Tempora: Beziehung der geſonderten Zeitanſchauungen auf die Einheit des ſubjektiven Bewußtſeins und untereinander 57
§ 13. Die Modus des Verbum: Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins 59
§ 14. In den Modus zeigt ſich der Uebergang vom ſogenannten Denken zum ſogenannten Thun 61
§ 15. Von der Form des Genus Verbi: Zeitanſchauung im Verhältniß zur Raumanſchauung 62
§ 16. Flexionsformen des Subſtantivs: Weltanſchauung unter der Form des Raums 63
§ 17. Die Flexionsform des Numerus: Beziehung der Sonderung des Raums auf die Einheit 64
§ 18. Von der Flexionsform des Caſus, Beziehung der Raumanſchauung auf Raumanſchauung 65
§ 19. Von der Flexionsform des Geſchlechts: Raumanſchauung in Beziehung zur Zeitanſchauung 66
§ 20. Von den Formen des Adjektivums 68
§ 21. Von der Flexionsform der Komparation: Qualität des Objekts. 69
§ 22. Konſtruktion der Kategorieentafel aus den gegebenen Flexionsformen. (Hierzu die Tabelle) 71
§ 23. Individualiſation der Formbildungsſylben zu formalen Wörtern und Redetheilen 76
§ 24. Von der Syntax oder Satzbildung 77
§ 25. Die Sprache hat keine beſondere Form für den Beweis . . 79

Viertes Capitel.

Anknüpfung aller übrigen Weiſen der Manifeſtation, und überhaupt der menſchlichen Thätigkeit an die Sprache 81

Erstes Capitel.

Was iſt die Sprache?

§ 1.

Einzelnes aus der Geſchichte der Meinungen über das Weſen und die Entſtehung der Sprache, als Einleitung.

Schon in ſehr frühen Zeiten war die Sprache und das wahre Weſen derſelben ein Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Unterſuchungen. Aber noch früher finden wir ſchon in den Mythen verſchiedener Völker ziemlich beſtimmte Meinungen hierüber niedergelegt, die es nicht überflüſſig ſein dürfte, hier darzuſtellen, da in dieſen, ohne ein beſtimmtes Vorurtheil gebildeten Vorſtellungen, mit der unmittelbaren natürlichen Anſchauungsweiſe einer ganzen Nation, die ſich darin kundgiebt, oft tiefere Wahrheiten ausgeſprochen ſind, als in den ſubtilſten Darſtellungen gelehrter Philoſophen. Schon die Weltſchöpfung des alten Teſtaments geſchieht durch bloßes Sprechen des allmächtigen Schöpfers.

„Und Gott ſprach: „„Es werde Licht““ und es ward Licht“*). Der bloße Gedanke Gottes, heißt es, ruft die Welt hervor, aber dieſes Denken kann ſich nach menſchlicher Weiſe nur als Sprechen darſtellen **). Bald darauf heißt es: „Und er nannte die Ausdehnung Himmel; und das Trockne nannte er Erde; und die Ausdehnung der Gewäſſer nannte er Meere***)“, denn (freilich immer nach menſchlicher Weiſe, von der weder die höchſte Einfalt, noch die vollendetſte Weisheit das erhabenſte Weſen ganz zu trennen vermag), es hat ein jedes Weſen erſt da-

*) 1. Buch Moſe C. I. v. 3.
**) Identität von Sprechen und Denken.
***) 1. B. M. C. I. v. 8.

durch ſeine wahre Exiſtenz (für uns), daß wir es bezeichnen, es mit Namen nennen, und ſo iſt das Namengeben gleichſam noch zum Akt der Schöpfung gehörig. Aber die Thiere der Erde führt er dem Menſchen vor, daß er ihnen Namen gebe, „und wie er ſie nannte, ſo ſollten ſie heißen" *). Denn in dieſem Kreiſe der geſchaffenen Weſen, deren Herrſchaft er dem Menſchen übergiebt, überläßt er ihm auch dieſen letzten Akt der Schöpfung, durch welchen er gleichſam einen Theil der Beſtimmung ihres Weſens ſeinem Willen überläßt. Dem Himmel hingegen und den großen Weltkräften, die er ſelbſt regiert, denen hat er auch ſelber den Namen gegeben. —

Eben dahin gehört die Mythe von der Babyloniſchen Sprachverwirrung **), welche jedoch ſchon mehr den Anſtrich des Abſichtlichen hat, indem ſie offenbar zur Erklärung eines hiſtoriſch gegebenen Factums, der Vielheit der Völker und Sprachen, erfunden iſt. Ueberall aber erſcheint die Sprache in dieſen Mythen nicht allein göttlichen Urſprungs, und von Gott in ihrer Vollendung den Menſchen gegeben, ſondern ſogar Gott ſelbſt bedient ſich ihrer, und zwar der Nationalſprache, die darum auch die heilige iſt. Nirgends aber iſt in dieſem hohen Alterthum von einer Erfindung derſelben die Rede, während z. B. die Erfinder der Muſik, des Ackerbaues u. ſ. w. namentlich aufgeführt werden.

Bei den Indern finden wir ſogar eine Göttin Vatsch (vox) Sprache, an welche uns Bopp ***) einen Hymnus mittheilt, in welchem ſie als die Tochter des Ambhrinas, als die alles durchdringende Kraft, und als eine der mächtigſten Göttinnen dargeſtellt wird, wobei der Name Vatsch, Sprache, offenbar als identiſch mit dem Griechiſchen λόγος, allgemeine Vernunft, anzuſehen iſt †). In der Epiſode aus dem Mahabarata, aus welcher W. v. Humboldt ††) ein philoſophiſches Syſtem der Inder entwickelt, nennt ſich Kriſchna, wo er ſich als das Vortrefflichſte in allen Dingen darſtellt, das A unter den Buchſtaben, und unter den zuſammengeſetzten Wörtern die zwei Begriffe unabhängig verbindende Gattung, eine Specialität, die wir ſchwerlich zu erklären vermöchten. Ueberdieß hielten die Inder ebenfalls ihre Sprache für die Göttliche, und ſogar mehrere Gramatiker, welche ſelbſt wiederum die Göttlichkeit der Sprache ausdrücklich als ihre Meinung ausſprachen, wur-

---

*) 1 B. M. C. II. v. 19—21.
**) 1. B. M. C. XII. v. 1—10.
***) Conjugationsſyſtem, Anhang.
†) Regaveda Cap. 10.
††) Abhandl. der Berliner Akademie 1825.

den zu Heiligen erhoben *). Selbſt bei den Amerikanern finden wir Spuren der Reflexion auf die Sprache, und der Mythus der Mexikaner, daß die Verſchiedenheit der Sprachen durch 30 Vögel entſtanden ſey, die nach der Sündfluth eben ſo viele Sprachen den Menſchen brachten, welche die alten vergeſſen hatten **), hat eben ſo viel Werth für uns, wie der von der Babyloniſchen Sprachverwirrung, an deſſen Stelle er in der Mexikaniſchen Mythologie ſteht.

Merkwürdig genug, daß keine einzige Mythologie von einer Erfindung oder einem Erfinder der Sprache redet, und alſo eine Anſicht hier durchaus nicht gefunden wird, welche noch vor 50 Jahren ſelbſt unter den Gelehrten allgemein war, und gegenwärtig unter den mit dem erhöhten Standpunkt der Wiſſenſchaft Unbekannten faſt noch allgemein für die richtige gehalten wird.

Die Griechiſchen Philoſophen beſchäftigten ſich früh mit der Frage über das Weſen der Sprache, doch faſt immer nur in einem beſchränkten Sinne. Dem Pythagoras waren die Namen der Dinge eine Vermittelung zwiſchen dem νοῦς (der allgemeinen Vernunft) und den Dingen, und ein Werkzeug der ψυχή (Einzelſeele), welche demſelben nachſchafft ***). Nach Heraclit, deſſen Anſicht Cratylus †) im Platoniſchen Dialog dieſes Namens ausſpricht, ſind die Worte nicht erfunden (θέσει), ſondern von Natur (φύσει), und die beſtimmten Namen der Dinge werden uns zugleich mit der Vorſtellung derſelben. Von hier an handelt ſich die Frage bei den Griechiſchen Philoſophen nur um die Entſtehung der Wörter. Und ſeit Plato gewinnt die Anſicht des „φύσει" das Uebergewicht, in welcher ſich ſowohl die Cyniker und Stoiker, als auch Antiſthenes und Epicur ††) vereinigen. Seitdem aber hört die Sprache auf, ein Gegenſtand beſonderer Unterſuchung zu ſein, obgleich wir noch in manchem Alexandriner und ſelbſt in Römiſchen Schriftſtellern einzelne Anſichten hierüber mitgetheilt finden. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts endlich ſchien dieſer Streit zur Entſcheidung kommen zu ſollen. Schon Leibnitz, Wolff, Locke, Hobbes, Mendelsſohn, Rouſſeau, Condillac †††)

---

*) Schlegel Indiſche Bibliothek I. p. 355. 359.

**) W. A. v. Schlegel de studio etymologico Ind. Bibl. I. p. 281.

***) Proclus z. Cratylus § 16.

†) Ebend. § 10. Ebend. § 17.

††) Proclus z. Cratylus § 16.

†††) Leibnitz opp. omn. IV. p. 47. — Hobbes opp. philos. II. 10. — Wolff psychol. empir. § 289. 342. 351. 368. 372. — Derſ.

hatten, zum Theil in eigenen kleinen Schriften, zum Theil in ihren Werken zerſtreut, ihre Anſichten über dieſen Gegenſtand an den Tag gelegt, als Maupertuis, der damalige Präſident der Berliner Academie, mit einer neuen und in der That in jeder Hinſicht unbedeutenden und oberflächlichen Schrift über dieſen Gegenſtand hervortrat *), zu derſelben Zeit als Boyſen **) in einen, in ähnlicher Weiſe gehaltenen Brief ſeine Anſichten darüber niederlegte, und beide ließen die Sprache als menſchliche Erfindung gelten. Dieſe beiden Schriften, und beſonders die erſtere, veranlaßten Süßmilch, mit einer ſchon früher begonnenen Schrift über denſelben Gegenſtand hervorzutreten, welche für den Standpunkt der damaligen Zeit in vieler Hinſicht vortrefflich genannt zu werden verdient, indem er, der Anſicht des Maupertuis entgegen, die Göttlichkeit der Sprache zu beweiſen ſuchte. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Süßmilch nicht bei der Widerlegung der Anſicht ſeines Gegners ſtehen blieb, und durch die Einmiſchung eines religiöſen Elements einen großen Theil des Bodens wieder verlor, den er der andern Partei glücklich abgewonnen hatte. Denn Ausſprüche wie der: „So wie der vollkommenſte Verſtand das Un„endliche ohne Zeichen denkt, ſo kann uns der unentbehrliche „Gebrauch dieſer Stützen und Hilfsmittel als Beweis unſerer „Endlichkeit dienen" — zeigen einen tiefen Blick in das innerſte Weſen der Sprache, und gewiß hat er vollkommen evident die Unmöglichkeit einer menſchlichen Erfindung der Sprache nachgewieſen. Aber der poſitive Theil ſeiner Abhandlung mußte nothwendig Zweifel an der Wahrheit des Ganzen erwekken, und der Wunſch, dieſe Frage endlich zur vollkommenen Entſcheidung zu bringen, veranlaßte die Berliner Akademie, dieſelbe als Preisaufgabe zu ſtellen, und von den 3 Arbeiten, welche, ſo viel ich weiß, einliefen, erhielt die von Herder den Preis. In wiefern ſie dieſen Sieg gegen ihre Mitbewerber verdiente, weiß ich nicht, daß aber Herder einen Rückſchritt gegen Süßmilch macht, obgleich er die poſitive Seite ſeiner Behauptung auf eine evidente Weiſe widerlegt, ſcheint mir nicht zu bezweifeln. Der falſcheſte Weg, den man für die

---

psychol. rationalis § 452. 462. — Rouſſeau über den Urſprung der Verſchiedenheit unter den Menſchen, überſetzt von Mendelsſohn. — Locke Verſuch den menſchlichen Verſtand betreffend. — Condillac Grammaire.

*) Academ. des sciences, Berl. 1754.

**) Boyſens Briefe Band II.

Entſtehung der Sprache angeben kann, iſt der, der Nachahmung der Naturlaute. Wie iſt es z. B. wohl möglich von hier aus auf die Form der Sprache zu kommen? und ſo iſt die Herderſche Arbeit Nichts als eine Hypotheſe über die Entſtehung der Vokabeln. In dieſem beſchränkten Kreiſe bewegte ſich damals noch die Frage über unſern Gegenſtand. Auf einen ganz andern Standpunkt aber ſtellten ſich dieſe Unterſuchungen in neuerer Zeit. Der große Zuſammenhang der Sprachen, welche durch Weltmeere und Jahrtauſende getrennt ſind, war gefunden, die Kenntniß der Formen lehrte den Bau derſelben als das bewunderungswürdigſte Kunſtwerk kennen, und die Hypotheſe von einer willkührlichen Erfindung, oder von einer leeren Nachahmung der Naturlaute fiel von ſelbſt, ohne daß ſie Jemand noch zu widerlegen brauchte, eben ſo wenig wie die göttliche Eingebung für den Standpunkt gründlicher Wiſſenſchaftlichkeit noch genügen konnte. Man begann ſich mit der Sprache und der Entwickelung ihrer Formen der Philoſophie anzuſchließen, und verſuchte mit vielem Glück eine Uebereinſtimmung jener mit den Grundſätzen dieſer über die Weiſe der menſchlichen Denkthätigkeit nachzuweiſen. Ich habe hier nur nöthig, auf die Leiſtungen eines Bernhardi, A. W. v. Schlegel, W. v. Humboldt, Bopp und Becker, ſo wie auf die veränderte Geſtalt aufmerkſam zu machen, welche alle grammatiſche Unterſuchungen in der neueſten Zeit gewonnen haben. Der Zuſammenhang der Formen untereinander und mit der Form des Denkens wurde nachgewieſen, das Ganze der Sprache auf eine vortreffliche Weiſe als ein vollſtändiger, ſelbſtſtändig ſich entwickelnder Organismus dargeſtellt. Aber ſo ausgezeichnet auch die Leiſtungen dieſer Männer ſind, ſo hat doch noch Niemand ſich beſtimmt darüber ausgeſprochen, was die Sprache dem Menſchen bedeute? welche Seite ſeiner Exiſtenz (denn als eine ſolche wurde ſie allgemein angeſehen) ſich in derſelben kund gebe? Ja ſogar, was ihre Entſtehungsweiſe anbetrifft, waren zwar alle früheren Anſichten hierüber vollkommen verworfen, aber noch hat Niemand eine neue an ihre Stelle geſetzt. Die Sprache ſteht jetzt da als vollſtändiger Organismus, ins Leben tretend durch eine organiſche Funktion des menſchlichen Daſeins. Aber welchen Zweck, oder welchen Werth ſie als ſolche habe, und wie ſie ſich in der Wirklichkeit zu einem Gewordenen entwickele, was ſie dem denkenden Geiſte, zu deſſen Exiſtenz ſie nothwendig gehört, bedeute? hat noch Niemand feſtgeſtellt. Wir wollen verſuchen, ob es uns in den folgenden Paragraphen gelingen werde, dieſes zu leiſten.

§ 2.

Sprache iſt die Manifeſtation des beſtimmten Daſeinsmoments.

Dieſe Definition der Sprache, auf welche alle Unterſuchungen in dieſen Blättern begründet ſind, ſtelle ich keineswegs wie eine mathematiſche Definition hin, die nur darum keiner weiteren Erörterung bedarf, weil ſie nicht die Erklärung eines empiriſch Gegebenen, ſondern nur ein willkührlich Geſetztes iſt, und alſo in der Möglichkeit zugleich ihre Wirklichkeit hat; während die Folgerungen aus einer ſolchen Definition nur darum unwiderſprechlich gewiß ſind, weil ſie nichts als Entwickelungen des in der Definition ſelbſt gegebenen ſind und keine Beziehung auf die Wirklichkeit haben *). Vielmehr will ich vor Allem dieſes Prinzip begründen, um auf der Grundlage deſſelben das Gebäude ſelbſt mit Sicherheit errichten zu können. Ob man aber eine Erſcheinung der Wirklichkeit richtig beurtheilt, kann man auf zwei Wegen nachweiſen, indem man dieſelbe entweder nach der Richtung der Wirkung, oder nach der der Urſache verfolgt, d. h. indem man entweder verſucht, alle Erſcheinungen, in welchen ſich der beſprochenene Gegenſtand darſtellt, danach zu entwickeln, oder, zu dem Urſprung deſſelben zurückgehend, die früheſte Entwickelung deſſelben bis zu dem angegebenen Punkte nachzuweiſen. Wir aber wollen mit unſerem Grundſatze beide Wege verſuchen, den erſteren, indem wir im Verlaufe dieſer Abhandlung alle Erſcheinungen der Sprache an denſelben anknüpfen, den letzteren, indem wir, die früheſten Erſcheinungen der Sprachthätigkeit betrachtend, unterſuchen, ob wir in dieſen einfachſten Erſcheinungen der Sprache dasjenige erkennen, was wir als das Weſen derſelben bezeichnet haben? Für den Anfang der Sprachthätigkeit aber bietet ſich uns ein doppelter Anknüpfungspunkt dar; erſtens die früheſte Erſcheinung derſelben in der menſchlichen Geſellſchaft, zweitens in dem Kinde. Jeder der beiden Punkte aber hat ſeine eigene Schwierigkeit; denn während jener kein feſter hiſtoriſcher Ausgangspunkt iſt, und die Beſtimmung des Beginns der Menſchengeſchichte und der menſchlichen Sprache immer wieder Hypotheſen nothwendig macht, können wir das Werden der Sprache, wie es ſich beim Kinde darſtellt, freilich ſicherer

*) Darum haben alle mathematiſche Methoden in der Philoſophie den Fehler, daß ſie immer einer willkührlichen Vorausſetzung bedürfen, deren Wirklichkeit hier jedoch mit vorausgeſetzt wird, während es dort auf dieſe gar nicht ankam.

beobachten, wogegen hier ein Moment mitwirkt, welches unſere Beobachtungen leicht ganz irre führt, indem die Entwickelung des Kindes zugleich durch die hiſtoriſch gewordene Welt beſtimmt wird, in welche daſſelbe geſetzt wird, und die ſprachbildende Thätigkeit deſſelben durch die Einwirkung der beſonderen Sprache modiſizirt wird, in welche das Kind eintritt, und an welche es nothwendig ſeine ganze Thätigkeit in dieſer Richtung anſchließt. Ein dritter Anfangspunkt der Sprachthätigkeit wird ſich uns in den unarticulirten Tönen der Thierwelt, ja in den Tönen der unorganiſchen Welt darſtellen, wenn wir erſt unſern Ausgangspunkt für die Betrachtung der Sprache feſtgeſtellt haben werden. Indem wir uns nun bei der ſprachbildenden Thätigkeit des Kindes nur an diejenige Zeit halten können, in welcher daſſelbe noch von dieſen Einflüſſen der vorhandenen Sprache faſt ganz frei iſt, ſo zeigen ſich uns zuvörderſt die mehr oder weniger unartikulirten Laute, womit das Kind ſchon bei ſeiner Geburt ſein Daſein ausſpricht, und die wir gewöhnlich nur als Laute des Schmerzes und der Freude zu bezeichnen pflegen. Daß dieſe aber weiter nichts ſein können, als Manifeſtationen des mehr oder minder beſtimmten Lebensmomentes des Kindes, und keine andere Erklärung von dem Weſen und dem Urſprung der Sprache hier irgend eine Anwendung findet, wird mir ein Jeder auch von denen eingeſtehen, welche jene Erklärungsweiſen verfechten. Dagegen könnten dieſelben aber, wie es auch in der That von Herder geſchieht, behaupten, daß dieſes keinesweges der Anfangspunkt der Sprachthätigkeit ſei, obgleich dieſer nur dadurch ſeine Behauptung auf ſeine Weiſe durchführen konnte, daß er ſich nur an den, der Willkühr alles geſtattenden Anfang der Sprache in der menſchlichen Geſellſchaft hielt, und leicht die Unhaltbarkeit ſeiner Behauptung ſelbſt entdeckt hätte, wenn er die Entwickelung der Sprachthätigkeit im Kinde hätte beobachten wollen, wo ein irgend geſchärftes Auge den Faden kaum verlieren kann, an welchem ſich von dieſem Anfangspunkt aus die ganze ſprachbildende Thätigkeit des Menſchen entwickelt. Aber wir können dieſen Zuſammenhang auch faktiſch nachweiſen. Die Laute, mit denen ſich die unartikulirten Töne des Kindes zuerſt zur Artikulation erheben, ſind etwa die Laute Ma und Pa, die Zuſammenſetzung des einfachſten, unſern Sprachorganen bequemſten Conſonanten, mit dem einfachen Vocal, der noch nicht auf der Stufe der Artikulation ſteht. Es ſind die Laute, mit denen das Kind die Empfindungen manifeſtirt, von denen es beim Anblick der Perſonen, die ſich ihm zunächſt darſtellen, beim Anblick ſeiner Mutter und ſeines Vaters affizirt wird. Und wirklich höchſt merkwürdig iſt die Uebereinſtimmung, welche wir in allen Spra-

chen in der Bezeichnung dieſer Perſonen mit den urſprünglichen Tönen finden, welche das Kind als die früheſte Manifeſtation ſeines individualiſirten Bewußtſeins hervorbringt. Denn in allen Sprachen iſt es der einfache Lippenlaut m und der dieſem zunächſt folgende, p, mit dem urſprünglich nachtönenden, in manchen Sprachen aber, wie z. B. in denen des Semitiſchen Stammes vorgeſchobenen einfachen Vokal, aus denen die Wörter, welche Mutter und Vater bezeichnen, gebildet werden *). Dieſe Uebereinſtimmung beſtärkt uns noch weit mehr in der Ueberzeugung, daß die Entwickelungsweiſe der Sprache in der menſchlichen Geſellſchaft durchaus dieſelbe, wie beim Kinde ſei, und indem die urſprüngliche Thätigkeit, in welcher ſie hier ſich darſtellt, offenbar nichts weiter iſt, als ein nothwendiges Hervortreten der momentanen Empfindung des Kindes in die Außenwelt durch den Ton, und in jeder einfachſten Aeußerung einer Thätigkeit immer ſchon das Ganze derſelben gegeben ſein muß, ſo haben wir mit vollem Recht die Sprache als Manifeſtation des beſtimmten Daſeinsmoments bezeichnet, und alles, was ſich bei der höheren Entwickelung der Sprachthätigkeit als Element derſelben darſtellt, wird ſich entweder aus dieſer urſprünglichen einfachen Thätigkeit entwickeln, oder als aus dieſem und andern Elementen der menſchlichen Thätigkeit zuſammengeſetzt darſtellen.

§ 3.

Sprache iſt alſo zuvörderſt nicht ein Mittel, ſondern eine Wirkung.

Halten wir nun feſt an dieſer urſprünglichen Form der Sprachthätigkeit, wie wir dieſelbe ſo eben kennen gelernt haben, ſo müſſen wir geſtehen, daß durchaus nichts die Veranlaſſung dieſer Thätigkeit ſein kann, dem wir eine Abſicht unterzulegen vermöchten, ſondern wie der erſte ganz willenloſe Schrei, mit dem das Kind in die Welt tritt, Nichts weiter iſt, als die leere Aeußerung des faſt noch ganz inhaltloſen Daſeins, ſo iſt doch mit dieſem ſchon die Sprache gegeben, und alle Richtungen,

---

*) So hat ſich der urſprüngliche Laut ma, pa im Chineſiſchen zu Mu Pe Fu, im Thibetaniſchen Ma Jum Pa Jap, Tunkin. Mu Cha Tschu, Barman. Ama Apa, Indiſchen Pitri Matri, Hebräiſchen Aw Em, in den klaſſiſchen und neuern Sprachen durch einfache Anhängungsſilben zu pater, mater ꝛc. geſtaltet.

nach denen ſich dieſelbe entwickelt, können Nichts weiter ſein, als höhere Stufen dieſer Lebensäußerung, die ſich nach dem Entwickelungsprincip, das wir aufzufinden haben, darſtellen, und ſich korreſpondirend mit der Vermehrung des Inhalts unſers innern Lebens und Empfindens erheben müſſen. Sprechen iſt alſo die nothwendige, urſprünglich willenloſe Wirkung eines jeden mit Empfindung und Bewußtſein erfüllten Lebensmoments, und alſo zum Daſein ſelbſt gehörig. Wie aber die Sprache, die ihrem Weſen nach Wirkung iſt, zugleich zum Mittel werde, wird ſich im Verlauf dieſer Abhandlung erweiſen.

§ 4.

Sprache iſt alſo keine menſchliche Erfindung.

Wie weit ſich die Anſicht von der willkührlichen Erfindung der Sprache von alledem entferne, was wir ſo eben über das Weſen derſelben feſtgeſtellt haben, fällt in die Augen. Ueberhaupt ſollte man glauben, daß in der gegenwärtigen Zeit, bei der Höhe und Vollkommenheit, zu welcher ſich die Wiſſenſchaft der Sprache erhoben hat, es durchaus nicht mehr der Mühe werth ſei, dieſe Anſicht zu erwähnen, oder gar ſie ausführlich zu widerlegen. Wenn wir aber Männer, wie Herder, Maupertuis, Adelung noch ganz in dieſem Irrthum befangen ſehen, und ſelbſt Bernhardi, dieſer ausgezeichnete Forſcher über das Weſen der Sprache in ſeinen „Anfangsgründen der Sprach-Wiſſenſchaft" noch von dem Bedürfniß, als Princip der Sprachthätigkeit ausgeht, ſo dürfte es angemeſſen ſein, darauf aufmerkſam zu machen, wie wenig ſich eine ſolche Hypotheſe mit der richtigen Anſicht über das Weſen der Sprache vertrage. Und wenn auch durch die großartigen Anſichten, welche W. v. Humboldt über das Weſen der Sprache in ſeinen Schriften niedergelegt hat, jenes Vorurtheil bei denen zerſtreut iſt, welche dieſem Gegenſtande einigen Fleiß zugewandt haben, ſo konnte doch daſſelbe nicht ganz verbannt werden, bis über das Weſen der Sprache und die in demſelben begründete Entſtehungsweiſe derſelben, ein beſtimmtes Princip aufgeſtellt und angenommen war, was in den Schriften W. v. Humboldt's, ſo viel ich weiß, nirgends geſchieht, ſo reich dieſelben an einzelnen trefflichen und weithin reichenden Bemerkungen über einzelne Theile der Sprache ſind (über Beckers Schrift ſiehe § 9).

§ 5.

Die Sprache iſt, ihrem Weſen nach, nicht ein Medium der Mittheilung.

Diejenigen, welche das Bedürfniß zum Princip der Sprachthätigkeit machen, ſetzen das Weſen der Sprache eben in die Nothwendigkeit der Mittheilung, ſo daß alles Sprechen ein Mittheilen deſſen iſt, was man will und empfindet. Geben wir aber dies zu, ſo würden wir ganz von unſerem Reſultate abweichen, daß die Sprache nicht Mittel, ſondern Wirkung oder vielmehr ſelbſtſtändige Lebensäußerung ſei. So wenig wir dies alſo von unſerer Anſicht aus zuzugeben vermögen, ſo ſehr ſcheinen wir aller Erfahrung zu widerſprechen, wenn wir uns dieſer Anſicht widerſetzen. Aber wir haben ſchon geſagt, daß die Sprache, wenn ſie auch durchaus nichts weiter iſt, als wie ſie ſich in der erſten Sprach-Thätigkeit des Kindes darſtellt, durch Hinzutreten eines andern Princips des menſchlichen Daſeins eine neue Richtung der Entwickelung und der Anwendung erhalten könne, und ſo können wir hier nur vorläufig unſere Behauptung ſo aufſtellen, daß das Weſen der Sprache durchaus nicht in der Mittheilung beſtehe; die Sprache aber wohl zum Medium der Mittheilungen werden könne und werde.

§ 6.

In der Anwendung der Sprache, als Medium der Mittheilung, manifeſtirt ſich zugleich das Ethiſche Moment der Gleichartigkeit und der Gemeinſchaft.

Wenn wir uns nur immer an die erſten Schmerz- und Freuden-Aeußerungen des Kindes halten, die wir als den Anfang der Sprachthätigkeit dargeſtellt haben, ſo kann es uns nicht ſchwer werden, zu erkennen, wie ſich die Manifeſtation zur Mittheilung geſtalte. Wenn wir nämlich dieſe früheſten Lebensäußerungen als Aeußerungen des Schmerzes und der Freude bezeichnen, ſo geben wir dadurch zu erkennen, daß wir in dieſer Manifeſtation des innern Lebens nach außen zugleich ein Mittel beſitzen, dieſes Andern kenntlich zu machen; wir wiſſen, welche Laute durch dieſen oder jenen Seelenzuſtand hervorgerufen werden. Dies iſt aber nur möglich in der Vorausſezzung der Identität der Aeußerungsweiſen und des zwiſchen dieſen und den Seelenzuſtänden, die ſie manifeſtiren, Statt findenden Verhältniſſes, bei dem ſich Manifeſtirenden und uns

ſelbſt, d. h. bei allen Menſchen, auf deren Kreis wir uns zuvörderſt beſchränken wollen. Wir erkennen alſo in dieſer Richtung der Sprachthätigkeit das Ethiſche Princip der Gleichartigkeit der Menſchen untereinander. Aber nicht nur dieſes, ſondern auch das Princip der Gemeinſchaft ergiebt ſich uns aus dieſer Richtung, in welche die Sprachthätigkeit eingeht; denn da wir ſo eben geſehen haben, daß jede Manifeſtation zugleich Mittheilung des Seelenzuſtandes iſt, der ſich in ihr kund giebt, früher aber fanden, daß jeder Seelenzuſtand ſich mit Nothwendigkeit manifeſtire, ſo iſt mit dieſem die Nothwendigkeit der Mittheilung eines jeden Seelenzuſtandes zuvörderſt an die nächſte Umgebung, wie wir aber ſpäter, ſowohl von dieſem, als von dem Princip der Gleichartigkeit nachweiſen werden, an die ganze Natur, und ſomit das zweite Ethiſche Princip der Gemeinſchaft des Menſchen zunächſt mit dem Menſchen und hiernach mit der ganzen Außenwelt gegeben.

§ 7.

Die Mittheilung durch die Sprache iſt keine Mittheilung über Gegenſtände der Außenwelt.

Daß die Sprache, als Manifeſtation unſerer Gemüthszuſtände, auch in ihrer ausgebildetſten Entwickelung immer nichts weiter vermöge, als Kunde von dem zu geben, was in uns vorgehe, iſt deutlich genug. Wenn wir nun aber auch hier wieder auf eine evidente Erfahrung ſtoßen, welche dieſem geradezu zu widerſprechen ſcheint, ſo müſſen wir auch hier ein Mittel ſuchen, dieſen ſcheinbaren Widerſpruch aufzulöſen. Jeder Zuſtand unſres Gemüths wird nämlich einestheils (in wieweit? wird uns der Verlauf dieſer Abhandlung nachweiſen) durch Einwirkungen hervorgebracht, welche die Außenwelt auf uns ausübt. Indem wir alſo durch die Sprachthätigkeit den ganzen Zuſtand unſres Gemüths manifeſtiren, ſo giebt ſich zugleich die Wirkung kund, welche von einem Gegenſtande der Außenwelt auf daſſelbe gemacht worden iſt. Es muß alſo ein Theil dieſer Manifeſtation ſich auf den Gegenſtand beziehen, welcher dieſen Eindruck hervorgebracht hat. Je mehr ſich aber die Bewegungen und Eindrücke unſres Gemüths individualiſiren und ſich zum Bewußtſein erheben, um ſo beſtimmter wird jede einzelne auf einen Gegenſtand außer uns bezogen, der uns als mitwirkende Urſache deſſelben im Bewußtſein iſt. Ja ſogar, daß wir in der Erfülltheit unſres Bewußtſeins ein doppeltes haben (das Einwirkende und das Bewegte), tritt ſo zurück (wie wir

z. B. bei den Geſichtsphänomenen kein Bewußtſein von dem beſitzen, was wir in unſrem Auge haben, ſondern unmittelbar den Gegenſtand ſelbſt zu ſehen wähnen), daß wir bald in unſerem Bewußtſein Nichts, als den Gegenſtand zu haben glauben, welcher auf uns einwirkte, und in der Manifeſtation dieſes Bewußtſeins eben wieder nur die Darſtellung des Gegenſtandes erkennen, von deſſen Einwirkung unſer Bewußtſein beſtimmt iſt. Es iſt wohl kaum nothwendig hier zu erinnern, daß, was wir hier als Gegenſtände außer uns bezeichnet haben, auch in einem an uns ſelbſt befindlichen Gegenſtande oder in uns vorgehendem Ereigniſſe beſtehen könne, welches, inſofern es zu unſrer Wahrnehmung kommt, für unſer Bewußtſein eben ſo gut ein Aeußeres iſt, als die Gegenſtände, die wir gänzlich außer uns wahrzunehmen glauben. In welchem Verhältniß aber in der Sprache ſich der Inhalt des gegebenen Eindrucks zu der Wirkung darſtelle, welche derſelbe auf unſer Gemüth hervorbringt, wird im dritten Capitel dieſer Abhandlung ausführlicher behandelt werden.

§ 8.

Dieſe Mittheilung über Gegenſtände der Außenwelt geſchieht nicht unter der Form von Begriffen.

Es iſt hier wohl ſchon der Ort, auf einen Irrthum aufmerkſam zu machen, und vor demſelben zu warnen, der nur zu ſehr verbreitet iſt, und zwar ſelbſt unter denen, welche ſchon tiefer in das Weſen der Sprache eingedrungen ſind: daß nämlich die Sprache gleichſam eine Sammlung von Begriffen ſei, und jedes Wort nicht einen Gegenſtand, ſondern einen Begriff bezeichne, ein Irrthum, der von ſo wichtigen Folgen ward, daß er nicht nur die Anſicht über die Sprache durchaus verwirrte, ſondern auch, ohne daß man es ahndete, die Philoſophie ſelbſt auf ſo viele und ſo bedeutende Irrwege führte, daß ſie ſich faſt Jahrtauſende nicht wieder auf den rechten Weg zurückzufinden vermochte. Wie weit dieſe Anſicht aber von dem abweiche, was wir bis jetzt über die Sprache feſtgeſtellt haben, iſt in die Augen fallend, und hier tritt nicht einmal derſelbe Fall ein, den wir bisher zwei Mal beobachtet haben, daß etwa ein neues Princip hinzugetreten ſei, um dieſe Richtung der Sprachthätigkeit hervorzubringen, ſondern ich hoffe vielmehr, daß es mir im Laufe der Abhandlung gelingen werde, zu zeigen, wie dieſe ganze Anſicht von den Begriffen auf einem Irrthum beruht, und nicht nur den Grund deſſelben nachzuweiſen, ſondern auch gänzlich aus dem Wege zu räumen. Halten wir

uns aber immer nur ſtrenge an unſern Ausgangspunkt, ſo ſe- hen wir leicht, daß in den Tönen des Schmerzes und der Freude nichts von Begriffen vorhanden ſei, die ſie darſtellen ſollten, und erheben wir uns auch ſchon zu derjenigen Stufe des Be- wußtſeins, wo die Bewegungen unſres Gemüths auf die Gegen- ſtände der Außenwelt zurückbezogen werden, die zur Hervorbrin- gung derſelben mitgewirkt haben, ſo kann in der Manifeſtation dieſer Gemüthserfülltheit, in der die Manifeſtation jener Ein- wirkung zugleich mitgegeben iſt, nichts von einer Begriff bil- denden Thätigkeit gefunden werden, die dabei wirkſam gewe- ſen ſei, und dieſe ganze Behauptung zeigt ſich leicht in ihrer Unhaltbarkeit, wenn wir ſie z. B. auf die Stufe der Sprach- thätigkeit anwenden wollten, wo wir das Kind, ganz analog mit der ſprachbildenden Thätigkeit in der Geſellſchaft die Bezeich- nungen für Mutter und Vater (wenn wir uns ſo ausdrük- ken dürfen) bilden ſehen, und behaupten wollten, daß das Kind hierbei den Begriff des Vaters oder der Mutter habe, oder gar bilde, dem es die Erſcheinung deſſelben im Individuum un- terordne. Wir können alſo mit völliger Sicherheit behaupten, daß die Sprache, ſelbſt wo ſie ſich bereits zur Mittheilung über Gegenſtände der Außenwelt erhoben, dieſes doch keines- weges unter der Form von Begriffen, oder durch eine begriff- bildende Thätigkeit leiſte.

§ 9.

In wie weit die Sprache eine organiſche Funktion ſei.

Ich habe mich in § 4 darüber ausgeſprochen, daß der Irrthum von der Erfindung der Sprache darum noch nicht ganz verbannt ſei, weil wir noch keine Darſtellung über das Weſen und, wenn ich ſo ſagen darf, den Zweck der Sprache haben, welche ein anderes Princip der Nothwendigkeit derſelben auf- ſtellte, als das Bedürfniß der Verſtändigung. Nun haben wir freilich in der ausgezeichneten Schrift von Becker „Ueber den Organismus der Sprache" einen großen Schritt zu dieſem Ziele thun ſehn, und die Anſicht von der Sprache als einer Erfindung hat allen Halt verloren, nachdem dieſer ausge- zeichnete Forſcher ſie mit ſo vielem Glück als eine organiſche Function, und nach allen ihren Theilen als einen ſelbſtſtändi- gen Organismus dargeſtellt hat. Welches aber dieſe organiſche Funktion ſei, und was ſie eigentlich in dem Ganzen des menſch- lichen Organismus bedeute, iſt auch in der Beckerſchen Schrift noch nicht dargelegt worden, ſo daß, wo die Meinung noch

nicht beſeitigt iſt, daß die Sprache ihren Urſprung dem Bedürfniß zu verdanken habe, immer auch noch dem Wahne ein Pförtchen offen bleibt, daß die menſchliche Erfindung, wie zur Befriedigung aller ihrer Bedürfniſſe, auch hier wenigſtens großen Theils mitgewirkt habe. Wie wir aber die Sprache in ihrer Nothwendigkeit dargeſtellt haben, iſt die Bezeichnung, als organiſche Funktion nicht ganz entſprechend, denn wir verbinden mit dieſem Begriffe immer zugleich den des Zweckes, ein Begriff, den wir nicht genug vermeiden können, und es iſt wohl zu erinnern, daß nach unſrer Auffaſſungsweiſe die Sprache durchaus nicht als um eines Zweckes willen gegeben, ſondern als eine integrirende Seite des menſchlichen Daſeins ſich manifeſtirt.

§ 10.

Welchen Werth hat die Funktion der Manifeſtation im Weſen des menſchlichen Daſeins?

Nachdem wir nun in den vorhergehenden Paragraphen auf dem Wege der Erfahrung das Weſen der Sprache in der Manifeſtation gefunden haben, und auf dieſe Weiſe, zuvörderſt eine Menge Irrthümer hinwegräumend, uns den Boden geſäubert und eben gemacht haben, auf welchem wir ſtehen, können wir anfangen, uns auf demſelben umzuſehen, um den Grund zu dem Gebäude zu legen, das wir aufzurichten geſonnen ſind. Mit dem Namen der Manifeſtation haben wir diejenige Seite des menſchlichen Weſens, in welche die Sprache gehört; doch es iſt in die Augen fallend, daß es noch manche andere Funktion des menſchlichen Geiſtes giebt, welche mit dieſem Namen bezeichnet werden muß. Zuerſt haben wir nun zu unterſuchen, was die Manifeſtation überhaupt dem Menſchen bedeute, ſodann haben wir zu beſtimmen, welche Weiſe der Manifeſtation wir als Sprache zu bezeichnen haben, und endlich werden wir verſuchen, ob es uns gelingen wird, den Zuſammenhang aller Manifeſtationsweiſen und die Entwickelung derſelben, ſo wie ihren Zuſammenhang mit allen übrigen Seiten des menſchlichen Daſeins, darzuſtellen.

„Der Menſch iſt ein ſinnliches Weſen" iſt der Ausdruck, mit dem ein Jeder ſeine Meinung über das Weſen des Menſchen abgegeben zu haben glaubt, das ſoll gewöhnlich heißen: die Vernunft des Menſchen, ſeine Seele, dieſes unbekannte Etwas, iſt von einem Körper (d. h. von dem Einzigen, was wir von ihm wahrnehmen) beſchränkt, mit dem es in einem unbekannten, aber ſcheinbar unzertrennlichen Zuſammenhange

ſteht. Dieſer Körper aber iſt zugleich das einzige Mittel, durch welches dieſelbe alle Eindrücke von der Außenwelt empfängt und wieder auf dieſelbe zurückwirkt. — Wenn wir uns aber einen Augenblick von dem unbekannten Begriff der Seele in ihrem abſoluten Gegenſatze zum Körper befreien, und den Menſchen alſo in der Totalität ſeines Daſeins betrachten, ſo heißen die Worte „der Menſch iſt ein ſinnliches Weſen" nichts anders, als: „Der Menſch hat die Vollendung ſeines Daſeins nicht an ſich ſelbſt, ſondern iſt, als Glied des großen Weltganzen, auf jedem Punkte ſeines Daſeins in unaufhörlicher Wechſelwirkung mit demſelben, ſo daß jede innere Bewegung desſelben von einer außer ihm Statt findenden ausgeht und wiederum ſich zu einer neuen Bewegung außer ihm fortpflanzt und entwickelt. Man hat gewöhnlich nur auf die erſte Seite dieſes Verhältniſſes geſehen, und ſeitdem Kant mit ſeiner Kritik der reinen Vernunft aufgetreten iſt, haben wenigſtens ſeine Anhänger ſich zu dem Grundſatz bekannt, daß keine Erfülltheit unſeres Bewußtſeins möglich ſei, als durch eine von den Sinnen empfangene Einwirkung der Außenwelt, d. h. daß jede Bewegung, jede Veränderung in uns, jede Modification unſres (individuellen) Daſeins eine Wirkung der Außenwelt ſei. So offen aber auch die andere Seite dieſes Verhältniſſes daliegt, ſo hat doch noch Niemand zu behaupten gewagt, daß eine jede ſo entſtandene Bewegung oder Modifikation unſres (innern) Lebens oder Seins nicht in ſich ihren Endpunkt finde, ſondern nothwendig wieder auf die übrige Welt zurück, oder vielmehr, wenn wir uns überall nur als ein (freilich ſelbſtſtändiges) Mittelglied in der Kette des Ganzen betrachten, weiter wirken, d. h. äußerlich hervortreten, d. h. ſich manifeſtiren müſſe. Manifeſtation iſt alſo die andere Seite unſerer Sinnlichkeit oder wie wir uns nun ausdrücken können, unſres Zuſammenhanges mit dem Weltganzen. Wir müſſen alſo in das Gebiet der Manifeſtation, alle Thätigkeit des Menſchen, die auf die Außenwelt geht, hineinziehen, und alle ethiſche Beziehungen des Menſchen, alle Produktionen der Kunſt u. ſ. w. gehören daher nicht minder unter den Begriff der Manifeſtation als die Sprache. Wir unterſcheiden aber ſogleich diejenigen Arten der Manifeſtation, welche nichts weiter wollen und leiſten, als eben die Aeußerung der innern Bewegung, von denjenigen, in welchen ſich zwar dieſe ebenfalls manifeſtirt, die aber durch uns ſelbſt ſchon die Richtung auf die Veränderung eines außer uns ſich befindlichen erhalten. Zu den erſten nun gehört die Sprache, die in dem Aeußerlichwerden der innern Bewegung ihren Endpunkt findet, und wie wir

geſehen haben, wo ſie eine andere Richtung zeigt, dieſe nur durch die Verbindung mit einem andern Princip des menſchlichen Weſens erhält. Aber auch dieſe Manifeſtationsweiſe theilt ſich wieder nach verſchiedenen Richtungen. So wie wir nämlich die Eindrücke von Außen durch verſchiedene Weiſen der Reception aufnehmen, ſo wird ſich auch die Manifeſtation derſelben auf verſchiedene Weiſe äußern; und wie wir bei weitem den bedeutendſten Theil der Eindrücke von der Außenwelt durch den Geſichts- und den Gehörsſinn aufnehmen, ſo ſind auch bei weitem die hervortretendſten Seiten der Manifeſtation die für den Geſichtsſinn und für den Gehörsſinn, die Miene und der Ton, während die den übrigen Sinnen empfänglichen Manifeſtationsweiſen ſo ſehr zurücktreten, daß ſie hier kaum eine Berückſichtigung verdienen, obgleich man nicht ſagen kann, daß ſie durchaus nicht Statt fänden. Eben ſo wenig findet aber offenbar eine ſolche Correſpondenz zwiſchen den empfangenden Sinnen und den Manifeſtationsweiſen Statt, daß jedem beſtimmten Sinneneindruck immer wieder eine Manifeſtation entſpreche, welche eben dem Sinne empfänglich iſt, der den Eindruck aufgenommen hat, alſo der Geſichtsanſchauung eine Miene und der Gehörsanſchauung ein Ton entſpreche, ſondern jeder Eindruck manifeſtirt ſich auf gleiche Weiſe nach allen Weiſen der Manifeſtation zugleich. Die Sprache iſt uns alſo demnach die „reine Manifeſtation unſrer Daſeinsmomente durch den Ton.“ Aber auch damit haben wir noch nicht die engſten Grenzen um das Gebiet der Sprache in der Bedeutung gezogen, wie ſie gewöhnlich betrachtet wird, denn wir müſſen zuerſt das ganze Gebiet des Geſanges davon trennen, ehe wir die Sprache auf ihrem eigentlichen Gebiet zu finden und feſtzuhalten vermögen.

Wir könnten leicht eine Unterſcheidung darin finden, daß wir den Geſang, oder die Muſik überhaupt (die doch offenbar nur in dieſem ihren Urſprung und ihr wahres Weſen findet) als eine Manifeſtation der Gefühle bezeichneten, während die Sprache unſer Denken manifeſtire. Da wir aber in unſern Unterſuchungen noch nicht auf dieſen Unterſchied gekommen ſind, und derſelbe keinesweges von ſolcher Beſtimmtheit und Sicherheit iſt, daß man mit Leichtigkeit darauf baſiren könnte, ſo würden wir hierdurch nur verwirren, wo wir aufzuklären vermeinen. Wir müſſen daher für jetzt noch Sprache in dieſem weitern Umfange als Manifeſtation unſrer Lebensmomente durch den Ton betrachten, und in unſere Unterſuchungen alſo noch das Gebiet der Muſik einſchließen, bis ſich uns daſſelbe in den Unterſuchungen über die Entwickelungsweiſe der Sprache, wie ich hier vorausſchicken kann, nicht als ein davon Geſondertes,

ſondern als eine Stufe dieſer Entwickelung darſtellen wird. Das Verhältniß aber, in welchem diejenige Manifeſtationsweiſe, die wir Sprache nennen, zu allen übrigen Richtungen der Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes ſteht, wird ſich uns erſt dann darſtellen, wenn wir jene nach allen Richtungen ihrer Entwickelung und Form verfolgend, alle diejenigen Punkte aus einander gelegt haben werden, woran ſich die andern Weiſen der Manifeſtation anknüpfen. Hiermit hätten wir alſo denjenigen Theil unſerer Unterſuchungen vollendet, in welchem wir das Weſen der Sprache und die Bedeutung derſelben im Weſen des Menſchen zu beſtimmen hatten, und können nun zu demjenigen Theile derſelben übergehen, in welchem wir, die Entwickelungsweiſe der Sprache darſtellend, zeigen, wie ſie zu alledem wird und alle die verſchiedenen Funktionen erhält, in welchen wir ſie in der Erfahrung vorfinden.

Zweites Capitel.

Entwickelungsweiſe der Sprache.

§ 1.

Fortſchreitende Individualiſation des Bewußtſeins und der dieſem entſprechenden Manifeſtation iſt das Princip der Sprachentwickelung.

Wir haben den früheſten Anfang der Sprache in die erſten Laute geſetzt, mit welchen das Kind ins Leben tritt. In dieſer erſten Sprachthätigkeit alſo müſſen ſchon alle Elemente vereinigt ſein, welche ſpäter deutlicher in derſelben hervortreten. Vergleichen wir nun den unartikulirten Laut des Kindes mit der entwickelten Sprache des gereiſten Alters, ſo unterſcheiden wir in der letztern eine Menge beſtimmt von einander geſonderter Laute, die ſich zu unendlich vielfachen Reihen von Redeganzen geſtalten, während wir bei den Aeußerungsweiſen des Kindes nur eine ſehr geringe Verſchiedenheit und eine ſehr unbedeutende Mannigfaltigkeit erkennen. Wenn nun aber die Weiſe der Manifeſtation immer nothwendig der Art der Bewegungen entſpricht, welche im Innern des Menſchen vorgehen, ſo müſſen wir behaupten, daß die Bewegungen des Gemüths ſelbſt, in jenem früheſten Alter bei weitem noch nicht die Mannigfaltigkeit haben, welche ſich in der Manifeſtationsweiſe des ſpätern Alters darſtellt. Da jedoch die Gegenſtände der Außenwelt, welche auf die Hervorbringung der Bewegungen und Modifikationen unſers Gemüths mit einwirken, hier und dort dieſelben ſind, ſo kann der Unterſchied nur darin liegen, daß die Empfänglichkeit für die Mannigfaltigkeit der Eindrücke auf der einen Stufe der Entwickelung geringer iſt als auf der andern, d. h. die Verſchiedenheit der Modifikationen unſres Gemüths, welche durch die verſchiedenen Eindrücke von außen hervorgebracht worden, iſt noch nicht ſo groß, daß die Manifeſtationen, durch welche ſich dieſelben kund geben, von uns als verſchieden aufgefaßt werden könnten. Das Princip der Entwickelung des Vermögens für die Aufnahme der Eindrücke von außen (des Denkvermögens) iſt alſo die Individualiſation, d. h. die Sonderung des anfangs identiſchen zu verſchiedenen Einheiten. Und zwar zeigt ſich dieſes Princip zugleich in einer

doppelten Richtung wirkſam, indem nämlich auf der einen Seite das urſprünglich als Einheit der Reception und der innern Bewegung aufgefaßte, und ſich manifeſtirende in verſchiedene, von einander geſonderte Theile zerfällt und ſich manifeſtirt, und zweitens die verſchiedenen früher als indentiſch aufgefaßten Eindrücke ſich als verſchiedene manifeſtiren. Dieſes Princip der Entwickelungsweiſe zeigt ſich nun ſowohl in der Entwickelung der Sprachthätigkeit des Individuums, als in der der Sprache überhaupt, (in den Verhältniſſen der früheren Sprachen zu den gegenwärtigen), ſo wie es ſich wiederum in der Entwickelungsweiſe jeder einzelnen Sprache und den Productionsweiſen innerhalb derſelben kund giebt; ja wir werden auf einen Punkt kommen, wo wir nachweiſen können, daß daſſelbe Princip der Entwickelung ſich in der ganzen Natur und ihrer Manifeſtationsweiſe, in dem Fortſchritt von der niedrigſten Stufe der unorganiſchen Natur bis zur höchſten Stufe menſchlicher Vollkommenheit darſtellt. Jetzt ſind wir zugleich an den Punkt gekommen, wo wir das Verhältniß des Geſanges zur Sprache, und zwar als einer untergeordneten Stuſe der Entwickelung nachzuweiſen vermögen. Der Geſang iſt eine Mittelſtufe zwiſchen den unartikulirten Lebenszeichen des früheſten Alters und der höchſten Stufe der Artikulation, der Sprache. Er bewegt ſich noch faſt in lauter Vokalen, und entbehrt ganz des individualiſirenden Theils der Sprache, des Conſonanten, wogegen in Ermangelung deſſelben die beiden Elemente der Höhe und Tiefe des Tons deſto mehr hervortreten. Er iſt diejenige Stufe der Manifeſtation, in welcher die Gemüthsbewegungen ſich nur noch als ſolche manifeſtiren, und die Rückbeziehung derſelben auf die mitwirkende äußere Urſache noch nicht mit hervortritt. Und wenn wir nun in einem frühern Paragraphen die Muſik als die Manifeſtation der Gefühle, die Sprache im engern Sinn als die Manifeſtation des Denkens (des Bewußtſeins) bezeichneten, ſo ergiebt ſich, daß das Gefühl nichts als eine untergeordnete Stufe in der Entwickelung des menſchlichen Receptions- (Denk-) Vermögens iſt, deren höchſte, ſich in der Sprache darſtellende, wir als Bewußtſein bezeichnen. Die Muſik ſtrebt nach Worten, die Sprache hat das Muſikaliſche als untergeordnetes Element in ſich *). So wie ſich aber dieſes Princip der Individualiſation bei der Entwickelung des Bewußtſeins im Individuum gezeigt hat, ſo müſſen, wenn wir volle Sicher-

*) Es iſt zu bemerken, daß der Geſang, als reine Gefühlsäußerung, von welchem wir hier reden, nicht mit der Muſik als Kunſtprodukt zu verwechſeln iſt, welche, dem Inhalte nach zwar dieſelbe, doch als Kunſt einen ganz andern Standpunkt der Betrachtung fordert.

heit für unſre Behauptung erreichen wollen, die Reſultate, welche die hiſtoriſche Entwickelung der Sprache überhaupt, ſo wie beſonders die der einzelnen Sprachen ergeben, zu demſelben Ziele führen. Offenbar iſt aber in der That der Gang der Sprachentwickelung ein ſolcher, daß auf der einen Seite von der Einheit des Satzes zur Sonderung deſſelben in einzelne Satzglieder, auf der andern Seite von der Fülle des Umfangs im einzelnen Ausdruck zur Mannigfaltigkeit der Ausdrücke: von der Kraft zum Reichthum vorgeſchritten wird. Es kann hier unmöglich meine Abſicht ſein, dieſe beiden Fortſchreitungsweiſen der hiſtoriſchen Sprachentwickelung bis ins Einzelne nachzuweiſen, da ich hiermit weit über den Umfang hinausgehen müßte, den ich dieſer Schrift beſtimmt habe. Theils aber darf ich bei denen, welche eine Schrift dieſer Art zu leſen würdigen, dieſes Faktum als durchaus bekannt vorausſetzen, theils werden wenige Züge genügen, um dieſe Entwickelungsweiſe darzulegen. So drückt die Indiſche und Hebräiſche Sprache noch durch ein einziges Wort aus, was auf dem gegenwärtigen Punkte der Sprachentwickelung nur durch einen ganzen Satz von 5 bis 6 Worten ausgedrückt werden kann. So ſtellt noch die Griechiſche und ſelbſt unſere altdeutſche Sprache eine Menge von Flexionsformen durch die Einheit von Stamm und Form dar, wozu wir uns jetzt ſchon eines oder mehrerer abgeſonderter Hilfswörter bedienen müſſen. Und noch in der gegenwärtigen Zeit zeigen diejenigen Sprachen, welche in der Ausbildung ihrem Inhalte nach bei weitem gegen die unſrige zurückſtehen, wie z. B. die Finniſche und mehrere Amerikaniſche Sprachen, eine überwiegende Menge und Regelmäßigkeit der Formen, und wenigſtens ein Analogon von jener Einheit von Form und Stamm, welche die unſrige längſt aufgegeben hat. Die Eintheilung der Sprachen in ſynthetiſche und analytiſche, welche Schlegel vorgeſchlagen, dürfte daher nur in ſoweit eine Anwendung finden, als ſich jenes als eine frühere, dieſes als eine ſpätere Stufe aller Sprachentwickelung nachweiſen ließe. Auf der andern Seite zeigt die poetiſche Richtung *), welche beim Entſtehen einer jeden Sprache (denn das iſt ja wohl die bedeutendſte Manifeſtation, unter welcher das Entſtehen einer jeden Volkseinheit hervortritt) ſich ſo überwiegend darſtellt, von der noch nicht fortgeſchrittenen Beſtimmtheit des Bewußtſeins und der Manifeſtation. Die Fülle des Ausdrucks, der, zugleich

*) Auch hier iſt die Poeſie, als Kunſt, von der poetiſchen Richtung in dem jugendlichen Gemüthe einer Nation und eines Individuums wohl zu unterſcheiden.

weniger durch zufällige hiſtoriſch hinzukommende Elemente beſtimmt, auch dem Tone nach noch mehr der urſprünglichen Weiſe der Manifeſtation entſpricht, und ſowohl dadurch, als durch die noch nicht vollendete Sonderung von der Muſik, an die ſich die Poeſie durch den Rhythmus anlehnt, den gleichen Seelenzuſtand leichter zu erwecken vermag: dieſe Fülle des Ausdrucks wird durch die noch nicht vor ſich gegangene beſtimmte Sonderung der einzelnen Eindrücke beſtimmt. Die großen Gebiete der ähnlichen Formen, welche das ſpätere Bewußtſein als ſtreng geſondert ſcheiden, ſtehen einander noch näher, und die Bilder und Gleichniſſe bieten ſich dem Gemüthe natürlicher dar, als wo alles ſchon ſtreng geſondert vor uns liegt, ja alles, was wir empfinden und erkennen, erſcheint uns noch in der Form unſrer eignen Natur, und die ganze Außenwelt erſcheint noch in vollem Leben, die ſich ſpäter im Gegenſatz zu uns ſelbſt in lebloſe Natur verwandelt; die verſchiedenen Gebiete der Anſchauungsweiſen können noch leicht auf einander bezogen werden, und wie eine ſtrenge Wiſſenſchaft, die einer ſorgfältigen Sonderung bedarf (aber wie wir bald ſehen werden, keinesweges in dieſer Sonderung beſteht), auf dieſem Punkte der Sprachentwickelung faſt als unmöglich erſcheint, ſo muß die Poeſie ſich auf demſelben faſt mit Nothwendigkeit entwickeln. Und in dem Fortſchritt von dieſem Punkte aus zu der höchſten Stufe der menſchlichen Productionen, wie er ſich z. B. bei den Griechen in ſeiner natürlichſten Entwickelung darſtellt, wird man mit Leichtigkeit überall die Spur des Entwickelungsprincips erkennen, das wir ſo eben aufgeſtellt haben.

§ 2.

Die urſprüngliche Einheit der Sprachfunktion iſt das Urtheil.

Betrachten wir nun mit Conſequenz die früheſten Lebensäußerungen immer ſchon als eine Sprachthätigkeit, ſo können wir die urſprüngliche Einheit einer ſolchen Manifeſtation durchaus als nichts anders betrachten, als: als Urtheil, das wir auch, wenn wir uns nur ſtreng an die Kantiſche Theorie halten, als eine Manifeſtation eines beſtimmten Lebensmoments mit Rückbeziehung der Beſonderheit deſſelben auf die Einwirkung der Außenwelt bezeichnen müſſen. Es wäre aber abgeſchmackt zu behaupten, daß das Ganze eines Lebensmoments ſich als dasjenige manifeſtire, was wir mit dem „Wort“ bezeichnen. Ueberdieß iſt es längſt bemerkt, daß das Wort in der Wirklichkeit der Sprachfunktion

niemals als ſelbſtſtändige Einheit hervortritt, und ſchon Bernhardi bezeichnet ſehr richtig den Theil der Grammatik, der von der Formbildung der einzelnen Wortarten handelt, als die Betrachtung der Sprache in Beziehung auf ihre Möglichkeit, während die Syntax dieſelbe in Beziehung auf ihre Wirklichkeit betrachte. Es iſt alſo in dem erſten Schrei des Kindes ein vollſtändiges Urtheil und nicht ein Begriff oder eine Anſchauung manifeſtirt, d. h. ein ganzes Lebensmoment, in welchem die Gemüthsbewegung ſelbſt mit der Rückbeziehung derſelben auf die einwirkende Urſache und den verſchiedenen Elementen derſelben alles noch in ungetrennter Einheit zuſammen iſt, und nicht etwa aus einer vorhergegangenen Zuſammenſetzung entſtanden. Ich muß mich hier ſo beſtimmt wie möglich ausdrücken, da es, wie wir bald ſehen werden, einen Irrthum hinwegzuräumen gilt, welcher ſeit Jahrtauſenden von dem größten Nachtheil für die Philoſophie geweſen iſt.

§ 3.

Der Begriff, wie er in der Sprache ſich darſtellt, entſteht nur durch eine Individualiſation der urſprünglichen Einheit des Urtheils.

Diejenige Einheit alſo, die wir in der früheſten Manifeſtation der Sprache als Urtheil bezeichnet haben, muß ſich zu denjenigen unter einander geſonderten Beſtandtheilen individualiſiren, aus welchen das Urtheil in ſeiner entwickeltſten Form beſteht. Dieſe Theile des Urtheils aber, welche wir hier vorfinden, bezeichnen wir gewöhnlich als Begriffe. Was dieſe für eine Bedeutung in der Funktion des menſchlichen Denkvermögens haben, können wir hier noch nicht beſtimmen, das aber ſehen wir hier ſchon offenbar, daß ſie durch die Auflöſung des früher als Einheit gegebenen Bewußtſeinsmoments entſtehen und keinesweges durch eine Zuſammenſetzung früher als geſondert gegebener Bewußtſeinselemente, noch durch Abſtraction eines Theils von Eigenſchaften, welche wir in verſchiedenen, unſrer Anſchauung ſich darbietenden Gegenſtänden als identiſch erkannt haben. Gehen wir nun etwas genauer in dieſen Prozeß der Entwickelung ein! Die erſte Lebensäußerung haben wir als ein Urtheil bezeichnet. Aber obgleich ſich, wie wir ſpäter nachweiſen werden, das menſchliche Denkvermögen nirgends über die Funktion des Urtheilens erhebt, ſo iſt doch der Inhalt dieſer Manifeſtation, wenn wir ihn in der Form der ausgebildeten Sprache darſtellen wollten, weit mehr als ein einfaches Urtheil, und

könnte in derſelben nur durch eine große Menge von Urtheilen wiedergegeben werden. Es iſt gleichſam in dieſem einen Laut das Urtheil über die ganze Welt enthalten, die ſich dem Receptionsvermögen des Kindes darſtellt, und von demſelben auch, ohne in ſeinem Theile aufgelöſt zu werden, als ein einziger Totaleindruck aufgefaßt wird. Zugleich aber giebt ſich hiermit auch die Totalität des innern Lebens und aller Formen, unter denen es dieſen Eindruck der Außenwelt aufnimmt und zu welchen es dieſelben geſtaltet, zu erkennen, d. h. das Kind manifeſtirt in dieſer Lebensäußerung die Totalität ſeines Daſeins nach allen Richtungen deſſelben. Dieſes Element, der Richtung auf die Manifeſtation der Totalität des Daſeins, kann nicht verloren gehen, und in einer jeden Sprachäußerung muß immer wieder die Manifeſtation aller Richtungen des innern Lebens und eine Beziehung auf die Totalität der Außenwelt dargeſtellt ſein, d. h. in jedem Moment unſres Daſeins manifeſtirt ſich das ganze Daſein, und in jedem Moment unſres Daſeins iſt die ganze Außenwelt in ihrer zeitlichen und räumlichen Erſcheinung wirkſam auf die beſtimmte Modifikation deſſelben. Dieſe Richtung kann zwar zurücktreten und ganz zu verſchwinden ſcheinen, wenn wir unſre Rede nur auf einen einzigen Gegenſtand der Außenwelt beziehen, und nur eine beſtimmte Richtung der Thätigkeit unſres Geiſtes dadurch hervortreten laſſen. Aber wir behaupten, auf unſere vorhergehende Auseinanderſetzung geſtützt, was auch die Erfahrung der Menſchenkenntniß deutlich genug beſtätigt, daß in jeder dieſer Aeußerungen das Ganze unſrer Geiſtesthätigkeit nicht nur mit wirkſam iſt, ſondern auch mit hervortritt, und zugleich das Ganze der Außenwelt zur Hervorbringung dieſer Beſtimmtheit mitwirkt. Wir gewinnen durch dieſe Darſtellungsweiſe den großen Vortheil, uns vor der ſo ſehr gewöhnlichen Trennung und Sonderung in verſchiedene Geiſteskräfte zu bewahren, wo wir nur verſchiedene Entwickelungsſtufen oder Manifeſtationsweiſen unſres Daſeins haben, und immer die Einheit im Auge zu behalten, in welcher wir ſowohl die einzelnen Momente unſres Daſeins, als auch die einzelnen geſondert erſcheinenden Elemente der Außenwelt zu betrachten haben. Aber wenn ſich in dem Bewußtſein des Menſchen erſt der Gegenſatz ſeiner ſelbſt gegen die Außenwelt herausgebildet, und die Einwirkung derſelben in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Richtungen ihm zum Bewußtſein kommt, ſo muß er ſich, um die Klarheit des Bewußtſeins zu bewahren, gegen eine Menge von Eindrücken der Außenwelt, ja ſogar gegen das Hervortreten mancher Richtungen ſeines innern Lebens relativ abſchließen, um das Einzelne deſto beſtimmter auf der einen Seite auf ſich

einwirken, auf der andern Seite hervortreten zu laſſen. Und die Erfahrung belehrt uns ganz in Uebereinſtimmung hiermit, daß ein ſtarker Wille dazu gehört, dieſe nur relativ mögliche Abſchließung zu bewerkſtelligen, und das jugendliche Alter kaum im Stande iſt, einem einzelnen Gegenſtande eine beſtimmte und dauernde Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Aus dieſer urſprünglichen Einheit aber, muß ſich eine doppelte Mannigfaltigkeit entwickeln. Erſtens diejenige, welche das Urtheil oder vielmehr den Satz in die Mannigfaltigkeit ſeiner Theile zerlegt; zweitens die, welche den urſprünglich für eine Menge von Eindrükken identiſchen Ausdruck zu einer Mannigfaltigkeit verſchiedener Ausdrücke geſtaltet. Mit dem Bewußtſein des relativen Gegenſatzes der innern Welt gegen die äußere werden aus dem Chaos des unartikulirten Lautes die Gegenſätze von Inhalt und Form, von Konſonant und Vokal, von Wurzel- und Biegungsſylbe ſich entwickeln. Die mannigfaltigen Richtungen des innern Lebens, die verſchiedenen Formen der Receptionsweiſe, welche ſich mit der Entwickelung deſſelben in ihrer Geſondertheit darſtellen, werden jede ein geſondertes Moment der Rede in die Manifeſtation übertragen, die ſich mit der weitern Entwickelung immer mehr von einander ſondern, und ſo wird ſich der urſprünglich unartikulirte Laut zu einem gegliederten Satz der gebildeten Rede geſtalten, welcher alle Richtungen und Formen des innern Lebens, unter denen der äußere Eindruck aufgenommen wird, manifeſtirt. Auf der andern Seite wird, während die Receptionsfähigkeit des Kindes anfangs noch nicht ſtark und klar genug iſt, um das von Außen Einwirkende in allen ſeinen Theilen aufzunehmen, und nur dasjenige aufzufaſſen vermag, was in dem Gegenſtande beſonders auf die Sinne einwirkt, ſo daß die weniger hervortretenden Eigenſchaften für die Auffaſſung gleichſam ganz verloren gehn, das was nur ähnlich iſt, das heißt ſich nur durch verhältnißmäßig weniger auffallende Eigenſchaften unterſcheidet, als identiſch aufgefaßt werden: der Eindruck iſt derſelbe und die Manifeſtation deſſelben daher ebenfalls, bis das ſichrere Bewußtſein von dem empfangenen Eindruck die Verſchiedenheit deſſelben zum Bewußtſein bringt, und mit dieſem auch eine Modifikation der Manifeſtation hervorruft. Der Fortſchritt der Sprachentwickelung iſt alſo nicht vom Niederen zum Höheren oder vom Einzelnen zum Begriff, ſondern vom Höheren zum Niederen, vom Geſchlecht zur Gattung und von dieſer zuletzt zum Individuum. Man braucht ſich nur ein Wenig in den Erfahrungen des menſchlichen Lebens umzuſehen, um dieſe Entwickelungsweiſe in dem Fortſchritt der Erkenntniß der Dinge außer uns vollkommen bewährt zu finden. So läßt uns unſer Auge in der Entfer-

nung an zwei verſchiedenen Menſchen nur den Menſchen erkennen (und nur die Verſchiedenheit des Orts belehrt uns, daß es 2 verſchiedene Individuen ſind), die wir, wenn ſie unſerm Auge näher getreten ſind, als Carl und Guſtav anreden werden, und mit Leichtigkeit von einander unterſcheiden. So ſcheinen uns alle Mohren, oder überhaupt Menſchen fremder Nationen durchaus ähnlich unter einander zu ſein, ja wir vermögen ſie kaum von einander zu unterſcheiden, und der Deutſche erkennt den Engländer darum, weil er eben nur das, was den Engländer bezeichnet, an ihm ſieht. Eben darum können Geſchwiſter und Verwandte die Aehnlichkeit, die ſie untereinander haben, faſt nie entdecken, während fremde Perſonen dieſe immer leicht finden, ja vielleicht dieſe Perſonen mit einander verwechſeln; denn dieſe ſehen nur das Hervorſtechende an denſelben, während jenen auch der kleinſte Zug ihres Geſichtes im Bewußtſein iſt. Die Logik lehrt: der höhere Begriff iſt ärmer an Inhalt und reicher an Umfang als der niedere, d. h. je weniger Eigenſchaften wir noch an den beſtimmten Erſcheinungen wahrzunehmen im Stande ſind, eine deſto größere Anzahl von Gegenſtänden bezeichnen wir mit demſelben Ausdrucke, je mehr der Fortſchritt unſrer Entwickelung uns der Eigenſchaften offenbart, deſto weniger Eindrücke oder Gegenſtände werden uns als identiſch erſcheinen.

§ 4.

Wie geſtaltet ſich die Lehre vom Begriff von dieſem Standpunkte aus?

Hiernach alſo iſt der Begriff auf der einen Seite ein durch Individualiſation aus dem Urtheil geſonderter Theil der urſprünglichen Einheit, auf der andern Seite die Manifeſtation, einer noch nicht zur Unterſcheidung der Individuen ſich erhebenden Bewußtſeinsentwickelung. Wenn wir dieſe Lehre nun mit alle dem vergleichen, was bisher von dem Begriff gelehrt worden iſt, ſo finden wir die unſrige von allem vorhergehenden ſo abweichend, daß wir geneigt ſein dürften, gegen das Eigne Verdacht zu ſchöpfen, obwohl wir an der Hand der Erfahrung und auf dem Wege der ſichern Auseinanderſetzung zu unſerm Reſultate gelangt ſind. Obwohl wir aber hierin ſchon Unterſtützung genug für unſre Anſicht zu haben glauben, ſo dürfte doch dieſelbe noch dadurch an Sicherheit gewinnen, daß wir den Urſprung der Lehren, und wie wir ſagen müſſen, der Irrthümer nachweiſen können, welche über die Begriffe vorgetragen

worden ſind, und ſich ſo lange erhalten haben. So viel müſſen wir aber zuvörderſt feſthalten, daß wir bis jetzt noch auf Nichts geſtoßen ſind, was wir als Begriff-bildende Thätigkeit bezeichnen könnten, unter welcher Form wir uns dieſe auch vorſtellen mögen, oder was überhaupt die Nothwendigkeit ergäbe, daß die Denk- oder Receptions-Thätigkeit unter der Form von Begriffen vor ſich gehen müſſe. Uns aber bleibt die Nothwendigkeit der Begriffe nichts, als eine untergeordnetere Stufe in der Entwickelung der menſchlichen Receptions- und Manifeſtations-Thätigkeit.

§ 5.

Der Sitz aller Lehre von den Begriffen iſt allein in der Sprache zu ſuchen.

Es iſt durchaus gewöhnlich zu behaupten, daß die Sprache ſich überall nur der Begriffe bediene, um die einzelnen Gegenſtände zu bezeichnen und ſich niemals zur Bezeichnung der ſogenannten einzelnen Anſchauungen erhebe oder herablaſſe, und man glaubt hiermit etwas gefunden zu haben, was in dem eigentlichen Weſen der Sprache mit Nothwendigkeit begründet ſei. Ich behaupte dagegen, daß erſtens dieſe Anwendung der Begriffe keinesweges in dem Weſen der Sprache mit Nothwendigkeit begründet ſei, ſondern nur eine Entwickelungsſtufe derſelben bezeichne und zweitens dasjenige, was wir Begriff nennen, weder in der Außenwelt noch in dem Bewußtſein, ſondern allein in der Sprache ſeine Exiſtenz finde. Denn daß ein Begriff niemals ein Bewußtſeinsmoment ausfüllen und alſo niemals zu einer Selbſtſtändigkeit im Bewußtſein gelangen könne, iſt Jedem bekannt; und die Kantiſche Lehre „kein Begriff ohne Anſchauung" dürfte wohl von Niemandem beſtritten werden; nur daß wir dieſelbe in den Satz umwenden „kein Begriff ohne Urtheil", indem jedes vollſtändige Bewußtſeinsmoment immer nur ſich als Urtheil darſtellen kann. In der Sprache aber finden wir offenbar eine Darſtellungsform, die wir als Begriffe bezeichnen müſſen, nämlich die Bezeichnung einer Anzahl von Gegenſtänden, deren wir uns als verſchiedener bewußt ſind durch daſſelbe Wort, welches dieſelben nur in ſo weit bezeichnet, als ſie unter einander identiſch ſind. Dieſe Erſcheinung aber entſteht auf folgende Weiſe. Die Sprache in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung nämlich läßt die früheren Entwickelungsſtufen nicht ganz untergehen, ſondern läßt dieſelben, auch, wenn ſie ſich ſchon zu einer höhern Stufe erhoben hat, wenigſtens theilweiſe neben ſich gleichſam als die Baſis ſtehen,

auf welcher ſie ſich erhebt. So wird alſo der früher für eine Menge von Eindrücken oder Gegenſtänden identiſche Ausdruck auch dann nicht verſchwinden, wenn ſich derſelbe bereits in eine Mannigfaltigkeit mehrerer Ausdrücke geſpaltet hat, und dient ſpäter noch zur Bezeichnung derjenigen Eigenſchaften, die früher allein in dieſer Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden bemerkt wurden. Nach dem Gange der Sprache aber wird ſich allmählig eine ganze Reihe ſolcher Abſtufungen bilden, von denen die nächſt tieferen immer in den oberen enthalten ſind. Zugleich aber iſt die Erſcheinung der Begriffsbezeichnungen in der Sprache, die ſich ſelten oder nie zur Bezeichnung von Individuen erhebt (denn die Nomina propria, in ſofern ſie durchaus von der Willkühr der Einzelnen abhängig ſind, können kaum mit in die natürliche Entwickelung der Sprache aufgenommen werden), darin bedingt, daß die Sprache als Beſitzthum der Nationen nothwendig immer gegen das Bewußtſein des Einzelnen in ſeiner Beſtimmtheit zurückbleiben muß. Denn der Einzelne an die Sprache ſeines Volkes als eine vorhandene gebunden, wird ſich zwar der verſchiedenen ähnlichen Erſcheinungen als verſchiedener bewußt; ſo lange dieſes Bewußtſein Einzelner aber nicht auf dieſelbe Weiſe zum Bewußtſein der ganzen Nation geworden iſt, kann der Einzelne in der Sprache der Gemeinſchaft ſich nicht eine beſondere Bezeichnung bilden, ſondern muß die Verſchiedenheit der Gegenſtände durch andere Mittel, welche die Sprache in der Zuſammenſetzung darbietet, bezeichnen. Und wenn daher auch einem jeden Einzelnen das für eine Menge von Erſcheinungen in der Sprache als identiſch vorhandene Wort nicht mehr genügt, ſo ſind es doch nicht überall dieſelben Modifikationen der urſprünglichen Identität, welche dem Einzelnen zum Bewußtſein kommen, und wenn ein jeder ſelbſtſtändig die Wörter für ſeine Bewußtſeinsbeſtimmtheit bildete, ſo dürfte die Gemeinſchaft der Sprache in der Nationaleinheit leicht aufgehoben werden. Nur dem großen ſchöpferiſchen Geiſte, der Energie genug beſitzt, die Individualität ſeines eigenen Bewußtſeins zum Beſitzthum der ganzen Nation zu machen, ſteht es frei, die Sprache durch Ausdrücke zu bereichern, mit denen er dem Bewußtſein ſeiner Nation vorausgreift. Ganz in Uebereinſtimmung hiermit zeigt ſich unter vielen kleineren Maſſen der Geſellſchaft, welche durch eine Gleichheit des Geſchäftskreiſes oder ſonſtiger Lebensverhältniſſe eine gewiſſe abgeſchloſſene Gemeinſchaftlichkeit des Bewußtſeins erworben haben, eine größere Mannigfaltigkeit im Ausdruck, womit ſie die Gegenſtände ihres Geſchäftskreiſes bezeichnen, die den Reichthum der Sprache der größeren Gemeinſchaft oft bei weitem übertrifft, und ſelbſt wo ſich eine Sprache in eine

Mannigfaltigkeit von Dialekten ausbildet, wird jeder einzelne derſelben einen weit größern Reichthum des Ausdrucks entwikkeln, als die dem großen Ganzen gemeinſchaftliche Geſammtſprache. So ſehen wir in der Sprache, einerſeits, wie ſich dieſelbe hiſtoriſch zu einem Bleibenden entwickelt, andrerſeits in ihrem Verhältniß als Nationaleigenthum zum Eigenthum des Einzelnen ſich Formen geſtalten und die Sprache in ihrem Bereiche gleichſam feſthalten, welche dasjenige zu bezeichnen ſcheinen, was wir unter Begriffen zu verſtehen pflegen *). Dieſe Form der Begriffe nun, wie ſie in der Sprache, d. h. in der reinſten Manifeſtation des menſchlichen Geiſtes erſcheint, iſt es, welche die Philoſophen aller Zeiten zu den Lehren veranlaßte, welche ſie über die Funktion derſelben in dem menſchlichen Geiſte, ja ſogar in der Geſtaltung des Weſens der Dinge überhaupt aufſtellten. Denn, ohne, daß es bisher irgend Jemandem zum Bewußtſein gekommen, war es von der Zeit an, daß man anfing, die Aufmerkſamkeit auf das Weſen des menſchlichen Geiſtes zu lenken, die Sprache vor allem, an deren Hand man einen großen Theil der Unterſuchungen leitete, welche hierüber unternommen wurden; die ganze Logik des Ariſtoteles und derer, die darauf gebaut haben, iſt nur eine Analyſe der Spracherſcheinungen. Und freilich, da wir das Weſen des menſchlichen Geiſtes nur in ſeinen Manifeſtationen zu erkennen vermögen, ſo mußte gerade dieſer Weg zu den beſten Reſultaten führen. Nur verfielen diejenigen, welche den Weg nicht kannten, auf dem ſie ſich befanden, in eine doppelte Gefahr; indem ſie erſtens den Geiſt in ſeiner Geſondertheit zu haben glaubten, während ſie nur die Manifeſtation deſſelben, in der ſich derſelbe in ſeiner Einheit mit dem Körper, der Sinnlichkeit und der Körperwelt darſtellt, anſchauten, und zweitens die Sprache nur in ihrer beſtimmten individuellen Erſcheinung, zumal, wie die Griechen, allein auf ihre eigene beſchränkt, auf einer beſtimm-

---

*) *Hegel* faßt die Erſcheinung folgendermaaßen auf:
„Als Allgemeines, ſprechen wir auch das Sinnliche aus. Was „wir ſagen — iſt dieſes, d. h. das Allgemeine dieſes oder iſt — das „Sein überhaupt. Wir ſtellen uns dabei nicht das allgemeine — „dieſes, oder das Sein überhaupt vor. Aber wir ſprechen das „allgemeine aus oder wir ſprechen ſchlechthin nicht, wie wir es „in dieſer ſinnlichen Gewißheit meinen. *Die Sprache* iſt, wie „*wir ſehen*, das *Wahrhaftere*, in ihr widerlegen wir, wie „wir ſehen, ſelbſt unſere Meinung und da das Allgemeine das Weſen „der ſinnlichen Gewißheit iſt, und die Sprache nur dieſes Wahre „ausdrückt, ſo iſt es unmöglich, daß wir das ſinnliche Sein, das „wir meinen, je ſagen können.“
Phaenomenol. pag. 76.

ten Entwickelungsſtufe ergreifend, als dieſes wahre Weſen auffaßten, das ſie ſuchten und gefunden zu haben vermeinten, ein Wahn, welcher z. B. bei Plato und Ariſtoteles zu unendlich vielen, zum Theil ſehr bedeutenden Irrthümern Veranlaſſung wurde.

§ 6.

Hiſtoriſche Verfolgung der Lehre von den Begriffen.

Was aber machte die Philoſophie (oder vielmehr die Philoſophen) alles aus dieſen Begriffen, aus dieſer Nothwendigkeit, dasjenige, was wir in ſeiner Beſtimmtheit und Beſonderheit anſchauen und erkennen in der Sprache mit dem Ausdrucke eines Gegenſtandes zu bezeichnen, der daſſelbe dem Umfange nach gleichſam in ſich trägt, d. h. eine Menge von Gegenſtänden bezeichnet, an welchen wir uns nur eines Theiles der Eigenſchaften bewußt ſind, die wir an dem eben angeſchauten wahrnehmen. Die Begriffe aber, die allein in der Sprache und nicht einmal in der Nothwendigkeit ihres Weſens, ſondern in einem beſtimmten Punkte ihrer Entwickelung ihre Exiſtenz haben, erhob Plato zuerſt nicht nur zu einer in der Weſenheit unſres Geiſtes ſich darſtellenden Exiſtenz, ſondern indem er die unſerm Geiſte nothwendigen Formen noch nicht als ſolche, ſondern zugleich als nothwendige Formen des Daſeins in der Außenwelt betrachtete, zu einer ſchaffenden Exiſtenz in dem Bereich der Außenwelt, zu ſeinen ἰδέαις, welche, das Urbild der Dinge, den Grundtypus derſelben, d. h. diejenigen Eigenſchaften an ſich tragend, die uns ſchneller ins Auge fallen, die einzelnen Gegenſtände, deren Grundweſen ſie darſtellen (d. h. alle Dinge, die als identiſch unter der Einheit deſſelben Namens aufgefaßt werden) aus ſich produziren. Nichts anders als eine Modifikation dieſer Lehre von den Ideen iſt die Leibnitzſche Monadenlehre, welche nur die Rückbeziehung auf die Form der Begriffe mehr unter dem Schein des rein Naturphiloſophiſchen verbirgt, aber ihrem Urſprunge nach gewiß eben daher entſtanden iſt. Nicht durch die Beziehung auf die Außenwelt, wohl aber durch ihre unendliche Ausbreitung iſt die Lehre wichtig, welche Ariſtoteles auf dieſe ſcheinbare Form der Begriffe begründete, und dieſelbe zu einer weitläuftigen, durch anderthalb Jahrtauſende alles beherrſchenden Wiſſenſchaft ausbreitete. Wunderbar genug finden wir in ſeinem Organon, welches doch zur Grundlage der ganzen Logik des Mittelalters und ſelbſt der gegenwärtigen Zeit gedient hat, eigentlich keine Lehre von den Begriffen, die bei ſeinen Anhängern im Mittelalter von

ſo außerordentlicher Bedeutung geworden iſt, daß die ganze Lehre von dem Denkvermögen von dieſer Lehre von der Begriff-bildenden Thätigkeit gleichſam verſchlungen wurde. Und gerade darum erreichte dieſe Wiſſenſchaft eine faſt mathematiſche Gewißheit, weil ſie, wie dieſe, nicht eine Mannigfaltigkeit von Gegebenem zu einem Ganzen verband, ſondern nur ein äußerlich gegebenes, den Satz, in ſeine Theile auseinanderlegte. Eben ſo ſicher aber die Reſultate dieſer Wiſſenſchaft von dieſem Standpunkte aus waren, auf eben ſo große Irrthümer mußte ſie führen, wenn ſie ihre Grundſätze unwiſſend in ein ganz andres Gebiet hinüberſpielte, und dieſe, gleichſam durch mechaniſche Analyſe des ausgeſprochenen Denkakts, (des Satzes), erhaltenen Theile, als die urſprünglichen Einheiten der Funktion der Receptivität an ſich, und den geſchloſſenen Denkakt, das Urtheil, aus dieſen Theilen eben ſo mechaniſch zuſammengeſetzt glaubten, wie ſie es aus der gegebenen Einheit aufgelöſt hatten. Hiernach wäre alſo die Anſchauung das Erſte, was zu unſerm Bewußtſein gelangte und der Begriff entſtünde als ſelbſtſtändiges Bewußtſeinselement durch die Abſtraktion der ſogenannten Grundeigenſchaften eines Dinges von den ebenfalls ſogenannten zufälligen Eigenſchaften deſſelben; die Funktion des Urtheilens aber beſtand allein in der Unterordnung eines Begriffs unter einen anderen als einen höheren. Wenn ich alſo ſage „der Tiſch iſt roth,“ ſo ſind Tiſch und roth zwei Begriffe, die nur ſo entſtanden ſind, daß ich von einzelnen angeſchauten Tiſchen oder rothen Gegenſtänden mir die Eigenſchaften abſtrahirte, welche zu dieſem Begriffe in ſeiner höchſten Unbeſtimmtheit (Eigenſchaftsloſigkeit) nothwendig ſind. Der Akt des Urtheilens ſelbſt beſteht aber nur darin, daß der Begriff Tiſch dem Begriffe roth untergeordnet wird. Und eine Darſtellungsweiſe, die ſo unhaltbar iſt, und die Funktion des Urtheilens, in der, wie wir ſpäter zeigen werden, der Umfang des menſchlichen Denkens durchaus beſchränkt iſt, zu einem ſo Nichtsbedeutenden macht, daß es kaum einer Widerlegung derſelben bedürfte, wenn auch die Philoſophie der Gegenwart nicht ſchon ganz von derſelben zurückgekommen wäre, ich ſage dieſe Darſtellungsweiſe beherrſchte viele Jahrhunderte die Philoſophie von Europa. Eine ganz andre Richtung hat die Lehre vom Begriff in der neuern Zeit gewonnen. Nach Kant iſt der Begriff eine unter einer Einheit zuſammengefaßte Mehrheit von Eigenſchaften. Jedoch ſcheint auch hier noch die Anſicht obzuwalten, als ob die Bildung dieſes Begriffs ein Akt des Denkvermögens ſei, indem zuerſt die einzelnen Eigenſchaften in ihrer Geſondertheit zum Bewußtſein kämen, welche dann erſt zu einer Einheit des Bewußtſeins verbunden würden, wobei es

jedoch unklar bleibt, auf welche Weiſe und in welchem Verhältniß die als geſondert bewußten reinen Eigenſchaften zur Einheit verbunden werden. Wenn aber Kant die berühmte Lehre aufſtellte: „Keine Anſchauung ohne Begriff, kein Begriff ohne Anſchauung,“ ſo ſind hierunter die ſogenannten reinen Verſtandes-Begriffe verſtanden, d. h. die Formen, unter welchen unſer Receptionsvermögen den ſogenannten reinen Sinneneindruck aufnehmen muß, welcher letztere wiederum dazu erforderlich iſt, um dieſen Formen des Bewußtſeins, welche die Form der Nothwendigkeit in ſich tragen, Realität zu geben. In der Philoſophie der neueſten Zeit hat der Begriff durch eine der Platoniſchen Auffaſſungsweiſe ſehr nahe tretende Anſicht wieder eine ſchaffende Kraft erhalten, ſo daß die Entfaltung des Begriffs allein das zu demſelben gehörige Einzelweſen realiſirt, das wiederum durch ſeine Vernichtung und ſeine Rückkehr in denſelben die wahre Realität erhält. Man hat hierbei nur den höhern Begriff mit der höhern Einheit (zu der das Einzelne als Theil, als Individuum gehört, alſo in ihm ſeine Realität findet), die Identität mit der Gemeinſchaft und der Totalität verwechſelt. Ein Irrthum, der, ſo klein er erſcheint, alle Richtungen der Wiſſenſchaften ergriffen und theilweiſe verwirrt hat. Wie ganz anders geſtaltet ſich die Lehre von der Funktion des Denkens oder des Urtheilens nach der Anſicht, die wir nun gewonnen haben! Uns iſt das Urtheil die Darſtellung der Einheit des Eindruckes, welchen eine Erſcheinung der Außenwelt auf uns hervorbringt. Wie ſich aber für uns die Form der Theilung, unter der wir daſſelbe mit Nothwendigkeit erſcheinen ſehen, darſtellt, wird ſich erſt dann zeigen können, wenn wir die verſchiedenen Formen und ihre Bedeutungen werden nachgewieſen haben, unter welchen die Eindrücke der Außenwelt von uns aufgenommen werden, und in welche ſich die Einheit des urſprünglichen Eindrucks und der ihr entſprechenden Manifeſtation nothwendig ſpalten muß, wenn dieſelbe zur Klarheit des Bewußtſeins und der Darſtellung gelangt.

§ 7.

Die ſogenannte Anſchauung iſt in der Sprache ſpäter als der ſogenannte Begriff.

Es iſt dies ſchon im Vorhergehenden genügend hervorgetreten, daß nämlich eine höhere Entwickelungsſtufe der Sprache und des Denkvermögens erforderlich iſt, um ſich einer jeden einzelnen der ähnlichen Erſcheinungen als einer verſchiedenen

bewußt zu werden, und die durch dieſelben hervorgebrachten Eindrücke durch differente Sprachmanifeſtationen zu bezeichnen, als wenn mehrere einander ähnliche Erſcheinungen noch als identiſch unter einander aufgefaßt werden, oder doch wenigſtens ſich in dem ſprachlichen Ausdrucke als identiſch darſtellen. Hiernach waren alſo Urtheil, Begriff und Anſchauung, wenn man dieſelben nicht in der mechaniſchen Analyſe der Logik, ſondern, wie ſie ſich in der Wirklichkeit darſtellen, als ſelbſtſtändige Momente des Bewußtſeins betrachtet, ihrem Inhalte nach durchaus identiſch, nur daß das Urtheil denſelben ſchon auf der Stufe des entwickelten Bewußtſeins darſtellte, in welchem ſich alle verſchiedene Elemente, welche in einem erfüllten Bewußtſeinsmoment nothwendig enthalten ſind, mit einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit darſtellen, während in der Anſchauung und der für dieſelbe hervortretenden Manifeſtation dieſe Verſchiedenheit der Momente noch in einer unentwickelten Einheit zuſammen gehalten ſind, der Begriff aber, oder vielmehr der ſprachliche Ausdruck, unter welchem ſich die Form deſſelben manifeſtirt, iſt dem Inhalte des Einwirkenden nach, durchaus identiſch mit der Anſchauung, nur daß jener eine Stufe der Entwickelung bezeichnet, auf der die weniger hervortretenden Elemente des Eindrucks ſich noch nicht zur Klarheit des Bewußtſeins erhoben haben. Freilich aber iſt der Inhalt des Begriffs geringer als der Inhalt der Anſchauung, wie wir dieſen Ausdruck verſtehen, in ſofern der Gegenſtand, der den Eindruck auf uns hervorbringt, zwar derſelbe iſt, auf der einen Entwickelungsſtufe aber eine Menge von Eigenſchaften für uns verloren gehen, welche uns auf der andern ins Bewußtſein treten.

§ 8.

Verhältniß der hier gewonnenen Reſultate zur wiſſenſchaftlichen Entwickelung des Menſchen und der wiſſenſchaftlichen Methode überhaupt.

Hiermit hätten wir alſo die Richtung nachgewieſen, welche die Sprache in ihrer Entwickelung verfolgt, die Richtung auf Individualiſation, d. h. auf Sonderung und Zerlegung des früher als Einheit oder Identität ſich darſtellenden Bewußtſeins. Wenn die Entwickelungsweiſe der Sprache aber Hand in Hand gehen muß mit der Entwickelung deſſen, was ſich in derſelben manifeſtirt, d. h. mit der Entwickelung des menſchlichen Daſeins, oder wenn wir uns auf einen engeren Kreis beſchränken wollen, des menſchlichen Receptions- und Denkvermögens, ſo

müßte Sonderung und Zerlegung ebenfalls das Princip ſein, nach welchem ſich unſer Bußtſein von der Außenwelt entwikkelt. Und freilich läßt ſich nicht läugnen, daß mit der Entwickelung des Menſchen, ſowohl des Einzelnen, als auch des ganzen Geſchlechts, die Eindrücke, welche er von der Außenwelt empfängt und ins Bewußtſein aufnimmt, an Reichthum, Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Richtungen immer zunehmen. Sollte dies aber die einzige Richtung ſein, nach welcher ſich die Entwickelung und Vervollkommnung des menchlichen Geiſtes darſtellt? und iſt es nicht vielmehr die Richtung und das Beſtreben des menſchlichen Denkens, ja vor Allem eben der Philoſophie, in dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit und Trennung alles Daſeienden die Einheit zu finden und wiederherzuſtellen? Sollte die Sprache uns kein Element zeigen, an welchem ſich dieſe Richtung auf die Einheit darſtellte? und ſollten wir nicht, wenn dies der Fall wäre, vielmehr daran zweifeln, daß die Sprache uns das Weſen und die Entwickelungsweiſe des menſchlichen Geiſtes in Wahrheit manifeſtire, als daß wir an dieſer ſich überall kund gebenden höchſten Richtung deſſelben zweifeln ſollten? Aber es giebt ſich auch dieſe Richtung in der Sprache gerade am deutlichſten kund und die Sprache iſt es, welche bei aller Mannigfaltigkeit, zu welcher ſie ſich entwickelt, beharrlicher faſt, als es irgend eine Wiſſenſchaft oder irgend eine Philoſophie vermag, an der Einheit feſthält. Aber nicht als eine Entwickelungsſtufe, nicht als Richtung, welche erſt auf einer beſtimmten Höhe der Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes hervortrete, ſtellt die Sprache dieſes Streben nach der Einheit dar, ſondern ſie hält die Einheit als dasjenige feſt, woran ſich allein alle dieſe Mannigfaltigkeit darzuſtellen vermag. Sie iſt es allein, die mit der Mannigfaltigkeit die Einheit immer zugleich mit darſtellt und, nach ſo mannigfaltigen Richtungen ſich auch die urſprüngliche Einheit des Urtheils theile, ſo können dieſelben doch nirgends in ihrer Geſondertheit in die Wirklichkeit treten, ſondern wo dies der Fall iſt, ſtellen ſich dieſe vielfachen Richtungen immer nur als Gliederungen der urſprünglichen Einheit dar, welche niemals verloren gehen kann. Es ſtellt ſich alſo in der Sprache nicht die R i ch t u n g auf die Einheit dar, nicht das S t r e b e n, das als geſondert Gegebene zur Einheit zu erheben, ſondern die N o t h w e n d i g k e i t, daß alle Mannigfaltigkeit ſich nur als eine Gliederung der urſprünglichen Einheit entfalte, und nur verſchiedene Richtungen des Einen darſtelle, alſo das Einzelne niemals eine Selbſtſtändigkeit erlangen könne. Wie wir geſagt haben, daß die Sprache in ihrer erſten Darſtellung als Manifeſtation des bloßen Daſeins den Eindruck darſtellt, wel-

chen der Zuſammenhang mit der ganzen Außenwelt, als einer Einheit auf das Kind hervorbringt, ſo geht dieſe Beziehung auf die Totalität und Einheit der Außenwelt niemals verloren, und die Formen der Sprache laſſen jeden, als getrennt erſcheinenden Eindruck der Außenwelt nur als zum Ganzen gehörig erſcheinen, wenn ſie auch die Art und Weiſe des Zuſammenhanges nicht mehr bezeichnen. Die Einheit iſt aber in der Sprache und die Mannigfaltigkeit entwickelt ſich aus derſelben, daher mußten wir als Princip der Sprachentwickelung die Individualiſation aufſtellen, ohne das höchſte Princip der Einheit auch nur einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren, oder gar die Sprache für daſſelbe zu verſchließen. Wir können dieſe beiden Principien, die ſich auf dieſe Weiſe in der Sprache darſtellen: die Individualiſation, oder Richtung auf die Mannigfaltigkeit als das Princip der Erfahrung, die Richtung auf die Einheit oder Totalität als das Princip der Wiſſenſchaft aufſtellen. Die Erfahrung aber entwickelt ſich durch die Berührung mit der Außenwelt und durch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche dieſelbe allmählig nach verſchiedenen Richtungen auf uns ausübt. Das Princip der Wiſſenſchaft iſt das Princip unſrer Auffaſſungs- und Empfängnißweiſe, und bleibt unveränderlich daſſelbe, und faßt alles, was durch jene wird, unter der Form ſeines Seins oder Weſens auf. Das Princip der Wiſſenſchaft iſt alſo Einheit und Totalität, nicht aber Identität. Es iſt ein Irrwahn, wenn irgend eine Lehre will, daß die Wiſſenſchaft den Unterſchied aufhebe und dasjenige, worin ſich die Mannigfaltigkeit darſtelle, als das Nichtige, Unhaltbare vorſtellt, oder gar behauptet, daß in der Natur der Dinge ſelbſt dieſes Princip der Verſchiedenheit nur ein nichtiges, und das Weſen der Dinge in der Gleichheit, in der Aufhebung des Unterſchiedes begründet ſei. Sondern Mannigfaltigkeit iſt das Princip jeder Entwickelung, und worin ſie aufgeht, iſt nicht die Gleichheit oder die Unterſchiedsloſigkeit, ſondern die Einheit. Und wonach die Wiſſenſchaft ſtreben ſoll, iſt nicht, die Unterſchiede der Einzelnen durch die Darſtellung im höheren Begriff aufzuheben, ſondern die geſonderte Erſcheinung der Einzelnheiten durch die Darſtellung der Totalität und des Zuſammenhanges zu vereinigen *). Wir haben

*) So hat die Phyſik die Aufgabe, die einzelnen ſcheinbar unzuſammenhängenden Erſcheinungen in der Natur durch die Nachweiſung des urſächlichen Zuſammenhangs zu verknüpfen. Die Geſchichte ſtrebt danach, den Zufall aus der Reihe der wirkenden Kräfte zu verbannen, d. h. dem Menſchen die Nothwendigkeit vors Bewußtſein zu führen, mit welcher Alles, auch ſcheinbar das Kleinſte, in

hiermit alſo einen Maaßſtab, nach welchem wir beſtimmen können, ob eine Weiſe der Kenntniß wirklich den Namen einer Wiſſenſchaft verdiene, oder nur in das Gebiet der Erfahrung gehöre? Alle Erkenntnißweiſen nämlich, welche nichts leiſten, als daß ſie die Erſcheinung der Außenwelt in ihrer Mannigfaltigkeit zum Bewußtſein bringen, gehören in dies Gebiet; und die Naturgeſchichte, die Geographie, ja die Geſchichte, ſo weit ſie nur Fakta erzählt, verdienen nicht den Namen einer Wiſſenſchaft, da ſie nur den Umfang unſrer Sinne über eine größere Ausdehnung des Raums und der Zeit erweitern, und uns nicht über den Zuſammenhang dieſer mannigfaltigen Erſcheinungen belehren. Selbſt da erheben ſich dieſe Sammlungen und Erweiterungen der Erfahrung noch nicht zur Wiſſenſchaftlichkeit, wo dieſe Maſſen der mannigfaltigen Erſcheinung in gewiſſe einander untergeordnete Klaſſen getheilt und geordnet werden. Denn es wird hierdurch keinesweges ein Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen, in dieſe Klaſſen gehörenden Gegenſtänden nachgewieſen, ſondern dieſe werden nur, wie wir es oben bezeichnet haben, unter die Identität und größere Eigenſchaftsloſigkeit des höheren Begriffs gebracht. Und wenn dies für unſere Erkenntniß der Außenwelt von Nutzen iſt, ſo iſt es nur der, daß unſerm Receptionsvermögen (Gedächtniß) dadurch eine Erleichterung gebracht wird, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen in der Einbildungskraft feſtzuhalten, und dieſelben mit größerer Leichtigkeit wieder ins

---

der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ſich geſtalte, und im innigſten Zuſammenhang mit allem Vorhandenen ſtehen müſſe, und wie alles dahin ſtrebe, ſich endlich zur Totalität eines Zieles zu verbinden (denn was wir Zufall nennen, iſt nur das Bewußtſein unſrer Unwiſſenheit, welche ſich des nothwendigen urſächlichen Zuſammenhangs in einem Ereigniſſe nicht bewußt werden kann, und wir ſehen hier auf eine evidente Weiſe, wie ſehr wir uns davor zu hüten haben, eine nothwendige Form unſres Bewußtſeins nicht zur realen Exiſtenz, oder gar, wie es hier geſchehen iſt, zu einer göttergleichen Gewalt zu erheben. Wie unendlich viel verdanken wir Kant um dieſes einen Gedankens willen). Die Sprachwiſſenſchaft, zumal auf derjenigen Stufe der Entwickelung, auf welcher ſie ſich jetzt befindet, ſtellt die verſchiedenen, in ihrer Geſondertheit erſcheinenden Formen zur Einheit wieder her, und weiſt nach, daß jene große Mannigfaltigkeit von Wörtern nur verſchiedene Richtungen und Formen deſſelben Wortes ſeien, ſie hebt die Willkühr, welche man hier an die Stelle des Zufalls ſetzte, auf, und ſtellt das Ganze der Sprache als ein ſolches ſich nach allen Richtungen mit Nothwendigkeit nach beſtimmten Geſetzen entwickelnd dar. Und die Philoſophie endlich ſoll alle Gebiete der verſchiedenen Wiſſenſchaften zu einem einzigen, Alles umfaſſenden Ganzen verbinden, daß nichts mehr in ſeiner Getrenntheit ſtehen bleibe.

Bewußtſein hervorzurufen. Wohl aber hat ſich z. B. die Geographie dadurch in der neuern Zeit zum Rang einer Wiſſenſchaft erhoben, daß ſie verſucht hat, das Warum? und Wozu? der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Geſtaltung der Erdoberfläche, der Meeresſtrömungen, der Gebirgs- und Flußgebiete u. ſ. w. nachzuweiſen, wohl die Mineralogie, indem ſie die Entwickelung der verſchiedenen Kryſtallformen aus einander nach mathematiſchen und mechaniſchen Geſetzen konſtruirt hat, wohl die Botanik, wo ſie das Geſetz der Verbreitung der Pflanzen nach verſchiedenen Richtungen darſtellt ꝛc., und es haben die unermeßlich reichen Erfahrungen der früheren Zeit nur dazu gedient, damit die Wiſſenſchaft, wo ſie eintritt, nicht auf unausfüllbare Lücken ſtoße, die ihr die Conſtruction des Zuſammenhangs der einzelnen Erſcheinungen unmöglich machen. Wir haben demnach in dieſer freilich etwas ausgedehnten Epiſode unſrer Unterſuchungen, auf dieſe geſtützt, ein ziemlich ſicheres und klares Reſultat gefunden, was die Erfahrung, was die Wiſſenſchaft will und lehrt, und nach welchem Ziele überhaupt alle unſere Reception der Erſcheinnngen der Außenwelt ſtrebt und ſtreben ſoll. Und ſo hätten wir nun, indem wir dieſen Abſchnitt von der Entwickelungsweiſe der Sprache beſchließen, da wir dieſe zugleich mit demjenigen verfolgten, was ſich durch die Sprache manifeſtirt, ein einfaches Bild, von der Weiſe des Zuſammenhanges gewonnen, in welchem unſer Auffaſſungsvermögen zu der Außenwelt ſteht, von dem Verhältniß, in welchem unſer früheſtes Bewußtſein zu der entwickeltſten Vollkommenheit deſſelben ſteht, welche ſich nur in dem Bewußtſein der ganzen Menſchheit darzuſtellen vermag, und von den Geſetzen, nach welchen ſich dieſes aus jenem mit Nothwendigkeit entwickelt, und endlich von dem Ziele, nach welchem unſer Wiſſen von der Außenwelt zu ſtreben hat, nämlich Alles, aber als Ein Ganzes, im Bewußtſein zu haben.

Drittes Capitel.

Die Form der Sprache und ihre Anwendung zur Erkenntniß des Weſens des menſchlichen Geiſtes.

§ 1.

Wie es überhaupt möglich iſt, den Geiſt zu erkennen?

Wenn man den Geiſt als ein ſelbſtſtändiges, von dem menſchlichen Körper, wenn auch nicht geſondertes, doch durchaus verſchiedenes Weſen, ja als ein Weſen betrachtet, das überhaupt eine von allem Körperlichen oder Sinnlichen zu unterſcheidende Weſenheit an ſich trage, alſo durch unſere Sinne durchaus nicht wahrnehmbar ſei, ſo muß man irgend eine Art angeben, wie man zur Erkenntniß eines ſolchen Weſens gelangen könne. Es gab eine Zeit, wo man hiernach nicht fragte, und ohne ſagen zu können, wòher? Hypotheſen aufſtellte, welche nicht nur über das Weſen des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Geſondertheit vom Körper, ſondern auch über den reinen Geiſt, über Gott, die genaueſten und ſpeciellſten Mittheilungen machte. Seitdem aber Kant mit ſeiner großen Lehre hervorgetreten iſt und gefragt hat: Mit welchem Rechte man über Dinge rede, zu deren Erkenntniß wir kein Mittel beſäßen? wurde es Tag umher und die Luftgebäude ſtürzten zuſammen, welche man ſeit Jahrtauſenden für unerſchütterlich gehalten. Bald aber ſuchte man den verlornen Boden wieder zu gewinnen, indem man auf der einen Seite behauptete, die Formen unſers Geiſtes, unſre Begriffe, von denen Kant nachgewieſen hatte, daß ſie nur in der Beziehung auf unſre Sinnlichkeit ihre Realität fänden, gäben an ſich ſchon das wahre Weſen der Dinge kund, in denen ſich Geiſt und Körper auf gleiche Weiſe darſtelle, auf der andern Seite ſich gedrungen fühlte, zu behaupten, daß von unſerm Geiſte eine unmittelbare, keiner Sinnlichkeit bedürfende Erkenntniß Statt finde. Wir können weder das Erſtere noch das Letztere zur Richtſchnur unſrer Unterſuchungen machen, ſondern müſſen uns an das halten, was uns die Erfahrung zeigt und was die Reſultate lehren, die wir bereits gewonnen haben. Wir wollen nicht mehr zu leiſten vorgeben, als in unſern Kräften ſteht, und behaupten

mit Kant, daß wir nichts zu erkennen vermögen, als was wir durch unſre Sinnlichkeit von der Außenwelt wahrnehmen; d. h. daß nur dasjenige uns zum Bewußtſein kommen kann, was eine unmittelbare Einwirkung auf uns ausübt, und mit welchem wir in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehen. Denn unſer eignes Bewußtſein nicht allein, ſondern auch unſer bloßes Daſein, als eines in der Sinnlichkeit bedingten, d. h. nicht ſelbſtſtändigen, ſondern im nothwendigen Zuſammenhang mit der übrigen Welt exiſtirenden Weſens, erhält nur dadurch ſeine Realität, daß es eben in dieſe übrige Welt als Glied der Kette eingreift und ſowohl dieſelbe auf ſich einwirken läßt, als auch wiederum auf dieſelbe wirkt. So kann unſrer eignes Selbſt, wenn wir den Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Körper einſtweilen unberückſichtigt laſſen, nicht nur nicht zu unſerm Bewußtſein kommen, oder zu einem Gegenſtand unſrer Erkenntniß werden, ſondern es kann nicht einmal zur Wirklichkeit ſeiner Exiſtenz gelangen, wenn ſich daſſelbe nicht in ſeiner Wirklichkeit darſtellt, d. h. als Glied der Kette des Ganzen einwirkend in die Außenwelt hervortritt. Alle Erkenntniß unſres Weſens, oder wenn wir den herkömmlichen Ausdruck gebrauchen wollen, unſres Geiſtes, kann alſo keine reine und unmittelbare ſein, ſondern nur eine ſolche, die wir an den Einwirkungen deſſelben auf die Außenwelt wahrnehmen, d. h. wir erkennen unſern Geiſt in ſeiner Manifeſtation. Wir nehmen ihn mit unſerm ſinnlichen Receptionsvermögen wahr, wie er, in das Bereich der Sinnlichkeit eintretend, auf uns einwirkt.

§ 2.

Die Sprache iſt die geeignetſte Weiſe der Manifeſtation für dieſen Zweck.

Wir wiſſen ſchon aus dem Vorhergehenden, daß alle Richtungen der menſchlichen Thätigkeit nach Außen in das Gebiet der Manifeſtation gehören, aus welchem wir das Gebiet der Sprache konſtruirt haben. Unter den verſchiedenen Erſcheinungen des menſchlichen Weſens in ſeiner Rückwirkung auf die Außenwelt, werden wir uns überhaupt nur derjenigen zu dem erwähnten Zwecke bedienen können, welche in ſich ein organiſches geſchloſſenes Ganzes darſtellen, wie z. B. der Staat, die Geſchichte, die Kunſt. Alle dieſe Manifeſtationsweiſen aber tragen außer der Darſtellung des menſchlichen Weſens noch eine unendliche Maſſe fremdartiger Elemente in ſich (wie es überhaupt im Weſen der Manifeſtation liegt, den Menſchen

eben in ſeiner Beziehung auf ein Anderes darzuſtellen), ſo daß wir uns durch unendliche Irrgewinde hindurch zu winden haben würden, wenn wir die Spuren und das Weſen der reinen menſchlichen Natur daraus ſondern, und zu einem Ganzen konſtruiren wollten. Anderntheils ſind ſie gerade zum Letztern darum nicht tauglich, weil ſich nur eben eine einzige, keinesweges das Ganze umfaſſende Seite des menſchlichen Weſens darin kund giebt. So tritt in der Geſchichte, in dem weiteſten Umfange des Wortes (denn nur in dieſem kann ſie ein Mittel für unſeren Zweck werden) die ganze Beſtimmtheit der Welt, auf welcher ſie ſich bewegt, die Beſchaffenheit des Erdbodens, die Veränderung der Naturerſcheinungen ꝛc. als mitwirkendes Princip auf, und ein großer Theil ihrer Wirkungen und Manifeſtationen verbirgt ſich auf der andern Seite gleichſam in die Tiefen der Erde, aus denen der Menſch die Bedürfniſſe ſeines Lebens, in die Schachten der Gebirge, aus denen er ſeine Reichthümer holt, und ſelbſt in die Veränderung des Klimas und der Naturerſcheinungen, auf welche die Thätigkeit des Menſchengeſchlechts eben ſowohl, wenn auch nicht in dem Maaße einwirkt, wie dieſe auf die Entwickelung ſeiner Geſchichte. Der Staat, eben ſowohl wie die Geſchichte, eine Manifeſtation der Geſammtheit, findet ſich im Einzelnen nicht gehörig repräſentirt, und kann um ſo weniger das Weſen deſſelben in ſeiner Geſondertheit vollſtändig darſtellen, wogegen die Kunſt nur eine einſeitige Richtung des menſchlichen Weſens manifeſtirt und dieſe noch theils mit Elementen der Sprache oder Geberde, theils der naturbildenden Thätigkeit gemiſcht. Die Sprache aber, und neben ihr allein noch die Geberde, (die jedoch zu unbeſtimmt hervortritt, um das Ganze des menſchlichen Geiſtes daraus zu konſtruiren), will eben Nichts als die Manifeſtation des innern Lebens, obzwar ſie dieſes ebenfalls nicht rein darſtellt, indem ſich ſowohl die Einwirkung der Außenwelt auf daſſelbe zugleich mit manifeſtirt, als auch die Manifeſtation ſelbſt eines äußern Mediums bedarf, um in die Außenwelt hervortreten zu können. Sie manifeſtirt den Geiſt, wenn auch nicht auf eine reine, doch jedenfalls auf die reinſte Weiſe, und daß jenes nicht möglich iſt, zeigt nur, daß derſelbe überhaupt ſeine Exiſtenz nur im Zuſammenhange mit der übrigen Welt habe. Aber die Sprache manifeſtirt auch das Ganze des menſchlichen Geiſtes; denn jedes Bewußtſeinselement muß in ſeiner Beſtimmtheit in der Spracherſcheinung hervortreten, und darum iſt dieſelbe auch ein vollſtändiges, organiſch gegliedertes Ganzes, und endlich ſtellt ſich dieſelbe auf gleiche Weiſe ſowohl in der Menſchheit, als einer Totalität, als auch in dem Einzelnen, als ſelbſtſtändigem Individuum dar. Und ſo iſt

die Sprache, wenn die Manifeſtation des Geiſtes in die Außenwelt, die einzige Möglichkeit darbietet, denſelben zu erkennen, diejenige Weiſe der Manifeſtation, welche unzweifelhaft zur Erreichung dieſes Zweckes am Meiſten geeignet iſt.

§ 3.

Einige Irrwege und Mißverſtändniſſe, vor welchen es nothwendig iſt, hier zu warnen.

So wenig auch das Verfahren, welches wir bisher vorgeſchlagen haben, zu der Meinung Veranlaſſung giebt, als ob es das Princip der Analogie wäre, welches wir für unſern Zweck zu verfolgen gedächten, um aus dem ſinnlichen Element der Sprache das unſinnliche des Geiſtes zu conſtruiren, ſo iſt man doch zu ſehr gewohnt, die Sprache abſolut von dem erſteren, den menſchlichen Geiſt aber eben ſo von dem letzteren Standpunkte aus zu betrachten, als daß es ganz unnöthig ſein dürfte, den richtigen Geſichtspunkt genauer anzugeben. Die Sprache iſt für uns keinesweges das rein Sinnliche, eben ſo wenig, wie wir von dem Geiſte in ſeiner reinen Unſinnlichkeit etwas zu ſagen wiſſen oder gedenken. Die Sprache iſt uns nicht eine Menge von Tönen, die ſich unſerm Gehörsſinne darbieten und, in denen eine gewiſſe Geſetzlichkeit oder eine Art von Organismus entdeckend, wir auf einen entſprechenden Organismus deſſen zurückſchließen, was, freilich in ſich ganz verſchieden davon, durch irgend einen Naturakt in demſelben niedergelegt iſt (ein Verfahren, dem ähnlich, wie es mit ſo vielem Glück von Becker eingeſchlagen wurde), ſondern wir trennen das Geſprochene nicht von dem, was es bedeutet. Vielmehr nur dieſe Bedeutung, dieſes in der Sprache Ausgeſprochene, und der ſich in derſelben kund thuende Geiſt iſt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Wir werden uns vielmehr bemühen, was rein ſinnliches Element der Sprache iſt, ſo viel als möglich davon abzuſtreifen, um dasjenige, was ſich in derſelben darſtellt, rein zu erhalten. Freilich wird uns aber dies ſinnliche Element die Richtſchnur geben, an welcher wir erkennen, wo wir die Differenzen des Geiſtigen und die verſchiedenen Formen deſſelben, die ſich darin zu erkennen geben, zu ſuchen haben, aber nur, um uns zu überzeugen: Hier iſt eine verſchiedene Form, welche Richtung des Geiſtes ſtellt ſich in derſelben dar? nicht um, das Princip der Analogie befolgend, zu behaupten, dieſelbe Weiſe der Differenz, die ſich hier in den Tönen kund giebt, muß auch in dem Weſen des

Geiſtes Statt finden, welches ſich in demſelben manifeſtirt. Wir verwerfen dieſes Verfahren nicht etwa, als ein falſches, und auf einer gewiſſen Höhe unſrer Wiſſenſchaft könnte es ſogar einmal nothwendig werden. Aber es iſt nicht das unſrige, das den geraden Weg der Erfahrung geht und nur ſehen will, was ſich kund giebt. Zugleich aber müſſen wir hier wiederum auf die Gefahr aufmerkſam machen, welche man in früherer Zeit nur zu wenig vermieden, indem man den Boden nicht kannte, auf welchem man ſich befand, auf die Gefahr, dasjenige, was die Sprache uns zeigt, für den reinen Geiſt zu halten, und Elemente, die nur in der nothwendigen oder zufälligen Beſchaffenheit jener, als einer ſelbſtſtändigen begründet ſind, für die ſeinigen zu nehmen, worunter auch ſchon das mitbegriffen iſt, daß die Sprache für unſern Zweck nicht von einem beſtimmten Punkte ihrer Entwickelung, oder, was daſſelbe ſagen will, als eine einzelne beſtimmte Sprache betrachtet werden darf. Sondern zuerſt iſt es nöthig, dasjenige in der Sprache zu betrachten, was derſelben nothwendig, d. h. was allen Sprachen gemein iſt, um, wenn wir daraus die überall nothwendigen Elemente des menſchlichen Geiſtes konſtruirt haben, den konſtruktiven Theil unſrer Wiſſenſchaft darauf zu begründen, d. h. in der Nachweiſung der Mannigfaltigkeit, welche ſich aus dieſen Elementen der Sprache entwickelt, die Entwickelung der Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit in dem Weſen der verſchiedenen Menſchen darzuſtellen.

§ 4.

Sonderung der Sprache nach Inhalt und Form.

Wenn wir ſprechen, ſo unterſcheiden wir zuvörderſt das, was ausgeſagt wird, und die Weiſe, auf welche dies geſchieht, und ſchon die Art, wie die Elemente der Sprache gelehrt werden, ſtellt die Hauptunterſcheidung des Geſprochenen in Inhalt und Form dar. Nur möchte es nicht eben ſo leicht ſein, in der Sprache dasjenige, was Inhalt, von dem was Form iſt, zu unterſcheiden, wie es einem Jeden einleuchtet, daß es überhaupt nöthig iſt, dieſen Unterſchied zu machen. Inhalt und Form ſind Begriffe, mit welchen man, in Bezug auf unſer Denken, mannigfaltige Vorſtellungen verbunden hat; Begriffe, welche in der Philoſophie von außerordentlicher Bedeutung geworden ſind. In der Sprache aber tritt dieſer Gegenſatz deutlicher und beſtimmter hervor, und wir dürfen hoffen, daß wir von hier aus nicht geringes Licht über jenes Gebiet

werden verbreiten können. Eben ſo hat man in der Philoſophie an den Dingen ſelbſt eine Unterſcheidung zwiſchen Inhalt und Form gemacht, wobei man eben ſo wenig zu einer Sicherheit der Grenzen zwiſchen beiden kommen konnte, wie bei der Beſtimmung deſſelben in Bezug auf unſre Denkfunktionen. Kant aber, der das Weſen der Gegenſtände außer uns, als das Unbekannte, zuvörderſt unbeachtet ließ, bezog dieſe Unterſcheidung allein auf die Beſtimmtheit unſres Bewußtſeins, und bezeichnete als Inhalt deſſelben den reinen Eindruck, welchen wir von den Gegenſtänden der Außenwelt empfangen, als Form aber dasjenige, was wir gleichſam zu demſelben hinzubringen, die Geſtalt, die wir demſelben geben, indem wir es zu einem Inhalt unſres Bewußtſeins machen, und eine noch neuere Philoſophie (Schleiermacher) lehrt, indem ſie dies auf die Wirklichkeit überträgt, daß alles, was an den Dingen in der That Form iſt, nur ein Produkt der menſchlichen Thätigkeit ſei, und zwar der Denkthätigkeit, auf der einen und der aus derſelben hervorgehenden und ihr analogen, naturbildenden Thätigkeit auf der andern Seite. Wir werden ſehen, in welchem Verhältniß hierzu die Reſultate ſtehen, die wir vom Standpunkte der Sprache aus darüber gewinnen werden. In der Sprache nun müſſen wir Inhalt nennen, was in allen Erſcheinungen als unveränderlich gegeben iſt, Form aber dasjenige, was an verſchiedenem gegebenen Inhalt auf gleiche Weiſe gefunden wird, und eine beſtimmte Modifikation deſſelben darſtellt *). Wir ſehen hierbei ſogleich, daß nach verſchiedenen Standpunkten, auf welche wir uns für dieſe Betrachtung ſtellen können, die Grenze zwiſchen Inhalt und Form verſchieden iſt. Wenn ich z. B. den Dativus des Wortes Verhängniß (dem Verhängniſſe) vor mir habe, ſo iſt die Endung e offenbar Form an demſelben, während das Wort Verhängniß als Stamm oder Inhalt betrachtet werden muß, an dem dieſe Veränderung vorgeht, doch können wir auf der an-

*) Es iſt merkwürdig, daß ſich für die Sprache, wenn man ſie in ihrer rein ſinnlichen Erſcheinung betrachtet, eigentlich kein ſpezifiſcher Unterſchied zwiſchen Stamm und Form angeben läßt, und die oben angegebene Definition würde für dieſen Standpunkt nicht genügen; denn man kann eben ſo gut die Endung der dritten Perſon als das Unveränderliche betrachten und alle verſchiedenen Verbalſtämme als die dieſe verändernden Formen wie umgekehrt, und man ſieht alſo, daß dieſer Gegenſatz nur an der Sprache als Manifeſtation unſres Geiſtes ſeinen Werth hat. Es könnte noch manche Folgerung von dem Verhältniß des äußerlich Gegebenen zu der reinen Funktion unſres Geiſtes aus dieſer Erſcheinung gemacht werden, wozu jedoch hier noch nicht der Ort iſt. —

dern Seite das Wort Verhängniß wiederum als eine beſtimmte Form des reinen Stammes „hang" anſehen, welcher ſein Inhalt, und die Vorſylbe Ver und die Anhangſylbe „niß" bloße Formen deſſelben ſind, und ſo fort. Wir können alſo die Grenzen für unſre Unterſuchungen nicht eher beſtimmen, als bis wir wiſſen, was dieſer Unterſchied uns in der Sprache eigentlich bedeutet?

§ 5.

Was bedeutet dieſer Gegenſatz in der Sprache?

Dieſes Unveränderliche alſo, dieſes Bleibende in allen Veränderungen erſcheint auf dieſe Weiſe in einer vollkommenen Unabhängigkeit vom Sprechenden und von anders woher mit Nothwendigkeit gegeben; der gegebene Stoff, an welchem die eigenthümliche Thätigkeit der Sprache vor ſich geht, der gegebene Inhalt der Sprache. Jenes Verändernde hingegen, welches auf beſtimmte, immer gleiche Weiſe dieſem Unveränderlichen zugegeben wird, und daſſelbe modifizirt, das zwar nirgends eine Willkühr der Zuſammenſetzung mit dem gegebenen Stamm, aber doch eine unendliche Mannigfaltigkeit derſelben zuläßt, deren Beſtimmung nur durch eine Wahl, alſo nur durch eine Handlung des Sprechenden möglich iſt, iſt die Form, und dieſe ſtellt die eigentliche Handlung des Sprechens dar, und ſie wird es alſo allein ſein, welche wir bei unſern Unterſuchungen werden zu betrachten haben, um das Weſen des menſchlichen Geiſtes darnach zu konſtruiren. Der Inhalt der Sprache (oder die unveränderlichen Stämme) bezeichnet den reinen, von Außen gegebenen Eindruck, die Form hingegen bezeichnet die Geſtalt, welche dieſer Inhalt durch die beſtimmte Art und Weiſe gewinnt, mit welcher derſelbe von unſrem Auffaſſungsvermögen aufgenommen wird. Die Totalität alſo des möglichen Inhalts der Sprache wird die Welt ſein, die Totalität der möglichen Formen der Sprache wird alle Auffaſſungsweiſen des menſchlichen Geiſtes, d. h. alle möglichen Formen bezeichnen, unter welchen ein gegebener Eindruck zu einem erfüllten Bewußtſeinsmoment ſich geſtaltet, d. h. dasjenige, was Kant als die reinen Begriffe oder die Categorieen des Denkvermögens bezeichnet. Der Theil der Sprache nun, der das von Außen Gegebene darſtellt, wird, ſeinem Umfange nach, durchaus nicht als ein geſchloſſenes Ganze angeſehen werden können, indem jede neue Erfahrung, jeder neue Eindruck denſelben vermehrt. Wir werden alſo aus demſelben, wenn wir

ihn auch durchaus rein darzuſtellen vermöchten, nichts für die Erkenntniß des Weltganzen gewinnen, das ſich hier nur in einzelnen, unzuſammenhängenden Wirkungen darſtellt. Die Formen der Sprache aber ſind zwar einer Entwickelung, oder wie wir uns jetzt ausdrücken dürfen, einer Individualiſation, nicht aber einer ſolchen Vermehrung, oder eines neuen Zuwachſes fähig; denn eine jede Aufnahme eines Aeußeren zum Bewußtſeinsmoment ſetzt alle Richtungen der Thätigkeit dieſes Vermögens in Bewegung. Nur daß nach demſelben Geſetz, nach welchem ſich die erſte Mannigfaltigkeit aus der Einheit entwickelt, dieſe ſich wieder nach verſchiedenen Richtungen in untergeordnete Modifikationeu theilt. So werden wir alſo aus demjenigen, was uns die Formen der Sprache in ihrer Reinheit darſtellen, ein vollſtändiges zuſammenhängendes Gebäude deſſen konſtruiren können, was durch dieſelben dargeſtellt wird, nämlich der Formen unſres Geiſtes, oder unſrer Receptionsweiſe der Außenwelt.

§ 6.

Die wirkliche Erſcheinung der Sprache ſtellt überall die Einheit von Form und Inhalt dar.

So wie nun die Exiſtenz des Inhaltes ohne Form oder einer Form ohne Inhalt ein Unding iſt, ſo kann auch die Sprache keine ſolche Erſcheinung darſtellen, und der Akt, durch welchen wir die Form von ihrem Inhalte trennen, iſt ein Akt der Willkühr und der mechaniſchen Analyſe; denn wir können dazu nur kommen, indem wir das in vielen verſchiedenen Ganzen auf gleiche Weiſe als Theil ſich Befindende, welches, dieſe verändernd, ſelbſt keiner Veränderung fähig iſt, einſtweilen als ſelbſtſtändig hinſtellen, und da es nur das Verändernde iſt, als Form bezeichnen, während wir das, woran wir dieſes Verändernde gefunden haben, wie es jetzt in ſeiner Kahlheit daſteht, als Inhalt bezeichnen dürfen. Und ſo finden wir in der Sprache ſchon auf die einfachſte Weiſe den Kantiſchen Grundſatz beſtätigt „Kein Begriff ohne Anſchauung, keine Anſchauung ohne Begriff,“ (denn die Anſchauung iſt der reine Eindruck, welchen die Gegenſtände auf uns hervorbringen, der Inhalt; und der Begriff iſt die Form der Auffaſſungsweiſe, zu welcher derſelbe geſtaltet wird, die Form), d. h. es iſt eine Beſtätigung von dem, was wir gleich im Anfang unſrer Unterſuchungen behauptet und ausgeführt haben, daß Alles, was wir im Bewußtſein haben, (denn dies will daſſelbe ſagen, wie

Alles was wir ſprechen) einen von Außen gegebenen Inhalt haben müſſe, und wir alſo von Nichts etwas wiſſen, was nicht durch eine unmittelbare Einwirkung einen Eindruck auf uns hervorzubringen vermag. Die Wirklichkeit der Sprache alſo in ihrer höchſtmöglichen Vollkommenheit des Inhalts und der Form wird die Welt in der Geſtalt unſres Geiſtes, und wenn wir den Ausdruck Geiſt immer nicht über den menſchlichen Geiſt erheben, können wir ſagen, ſie wird die Welt des Geiſtes, ja ſie wird den Geiſt der Welt darſtellen, auf jedem Standpunkt ihrer Entwickelung aber wird ſie in der Geſammtheit ihrer Erſcheinung die Welt unſres Geiſtes darſtellen.

§ 7.

Wie finden wir die Grenzen beider in der Sprache?

Wenn wir nur, um zu unſerm Zwecke zu gelangen, dasjenige, was Form iſt, von dem, was Inhalt, ſondern wollen, um ein vollſtändiges Gebiet von jener zu gewinnen, ſo zeigen ſich uns nicht nur ſehr bedeutende, ſondern nothwendig nie ganz zu überwindende Schwierigkeiten, ſo daß wir immer nur zu einem relativen Gegenſatz von Form und Inhalt gelangen, und das Gebiet der erſteren nicht vollſtändig abſchließen können. Jedes Element der Srache nämlich, eine ſo mannigfache Reihe von Formen wir auch ſchon davon abgelöſt haben mögen, muß immer noch eine Einheit von Form und Inhalt in ſich ſchließen; denn ſo ſehr ſie auch nur eine Manifeſtation des reinen Eindrucks ſein mag, von der wir alle Formem abgelöſt, welche die Aufnahme und Geſtaltung deſſelben unter eine Beſtimmtheit des Begriffs bezeichnen, ſo iſt ja das Manifeſtiren ſelbſt ſchon etwas, was von der beſtimmten Form unſrer Auffaſſungsweiſe abhängt, von welcher bei jedem Akt dieſer Manifeſtation immer ſchon etwas mitgegeben ſein muß. Wir können alſo den Inhalt niemals rein erhalten, und müſſen auf der einen Seite darauf verzichten, von dem Weſen deſſelben etwas Beſtimmtes ausſagen zu können, andrerſeits aber auch immer einen Theil der Form mit verloren geben, den wir in den relativ reinſten Darſtellungen des Inhalts zwar enthalten wiſſen, aber nicht mehr zu erkennen vermögen. Nicht eben ſo verhält es ſich mit der Form, denn es iſt nicht eben ein ſchwerer Prozeß, dieſelbe in ihrer Reinheit von den Stämmen abzulöſen, wie z. B. das t, welches beim Verbum die dritte Perſon Singularis bezeichnet, eine vollſtändig inhaltsloſe Form iſt, die aber auch durchaus

keine ſelbſtſtändige Exiſtenz in der Wirklichkeit hat, und nur durch mechaniſche Analyſe von uns gewonnen iſt. In dem Gebiet dieſer Formen aber iſt es ſehr ſchwer, oder vielmehr ebenfalls unmöglich, eine Grenze für den Umfang zu finden, und einen Punkt aufzuſtellen, auf dem wir gewiß ſein dürften, das Ganze dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit erfaßt zu haben. Die Grenzen alſo, die wir uns auf beiden Seiten ſtecken, können nur willkührlich ſein, und laſſen immer noch die Möglichkeit zu, daß die Wiſſenſchaft, dieſelben überſchreitend, einen höheren, niemals aber den abſolut höchſten Grenzpunkt erreiche. Als den relativ reinſten Inhalt nun betrachten wir diejenigen, in der Sprache nirgends erſcheinenden, aber wohl zu erkennenden Stämme, welche noch keinem Redetheil angehören, und aus denen die, beſtimmten Redetheilen angehörenden Stämme erſt abgeleitet ſind. Es iſt dies diejenige Manifeſtation des Eindrucks, die nur eben das von Form an ſich trägt, daß ſie das Empfangen des Eindrucks andeutet, und indem wir dies für unſre Unterſuchung verloren gehen laſſen, ſo geben wir es auf zu erkennen, welches die Art der Verbindung der ſcheinbar von uns getrennten Gegenſtände der Außenwelt mit unſerm Weſen ſei, das dieſe Eindrücke empfängt, und verzichten ſo ſowohl auf das Wie der Verbindung des Einwirkens und des Empfangens, wie auf das Was des Einwirkenden für unſer Erkennen, obwohl wir auch in der Sprache das evidenteſte Zeugniß haben, daß ein ſolches Wie und ein ſolches Was Statt finde, deſſen Weſen uns aber verſchloſſen bleibt. Auf der andern Seite aber müſſen wir zuvörderſt noch mit größerer Willkühr die Grenzen ſtecken. Denn wir begnügen uns zunächſt, nur diejenigen Richtungen der Sprache für unſern Zweck zu betrachten, welche wir allen Sprachen gemeinſchaftlich finden, alſo als diejenigen Formen anſehen dürfen, welche nothwendig ſind, um überhaupt die Sprache zu konſtituiren, und welche alſo auch diejenigen Richtungen der Form unſers Geiſtes darſtellen, die für jedes Individuum nothwendig ſind, aber noch kein Mittel an die Hand geben, die individuellen Entwickelungen der einzelnen Sprachen aus der Sprache überhaupt auf der einen und der individuellen Entwickelungen des menſchlichen Geiſtes aus der überall nothwendigen Form deſſelben auf der andern Seite zu erkennen, ein Theil unſrer Wiſſenſchaft, den wir ſchon früher als den konſtruktiven bezeichnet haben, und dem wir nur erſt in einer ſpätern Zeit im Stande ſein dürften, eine eigene umfangsreichere Schrift zu widmen.

§ 8.

Widerlegung der Agglutinations-Lehre.

Ehe wir in unſern Unterſuchungen weiter gehen, müſſen wir uns gegen eine Meinung ſichern, die, wenn ſie nicht widerlegt wird, alles umſtoßen dürfte, was wir aufzuſtellen vermöchten, indem ſie überhaupt die Grundlage einreißt, auf welcher wir zu bauen gedenken. Es giebt nämlich eine grammatiſche Lehre, welche den großartigen Entdeckungen der Wiſſenſchaft in der neueſten Zeit auf dieſem Gebiet ihren Urſprung verdankt, und von den beteutendſten Gelehrten und Forſchern aufgeſtellt wurde, und das Anſehen hat, als ob ſie den Unterſchied zwiſchen Inhalt und Form ganz aufheben, und alle Form als einen verdeckten Inhalt darſtellen wollte, wodurch wir freilich in Verlegenheit gerathen dürften, gleichſam aus Nichts oder doch höchſtens aus dem bloßen Scheine von Etwas eine ganze Wiſſenſchaft zu konſtruiren. Es iſt die Lehre von der Entſtehung der Flexionsformen durch Wort-Agglutinationen. Das genaue Eingehen in die grammatiſchen Formen nämlich hatte ſchon bei dem Studium der griechiſchen Grammatik eine große Uebereinſtimmung zwiſchen dieſen und einer gewiſſen Art von ſelbſtſtändigen Wörtern gezeigt, und es trat z. B. zwiſchen dem Verbum εἶναι und der ganzen Form der Verbalbildung eine wunderbare Aehnlichkeit hervor. Bald zeigten ſich, als einmal die Aufmerkſamkeit darauf gewendet war, ähnliche Erſcheinungen auch in andern Sprachen; und im Hebräiſchen z. B. und andern ſemitiſchen Sprachen fand ſich die Perſonalbildung ganz übereinſtimmend mit den Stämmen der Pronomina, und noch an verſchiedenen andern Erſcheinungen wurde dieſe Identität gewiſſer Flexionsformen mit einzelnen Klaſſen ſelbſtſtändiger Wörter offenbar. Viel bedeutender aber trat dieſe Erſcheinung hervor, als man mit der Kenntniß des Indiſchen, und ſomit der genauern Kenntniß des ganzen zuſammenhängenden indogermaniſchen Sprachſtammes, die Grundformen der Flexion mit größerer Sicherheit beſtimmen, und mit den Grundformen der einzelnen ſelbſtſtändigen Wörter vergleichen lernte. Nun erſchienen z. B. die einfachen Pronominalſtämme, und die von ihnen abgeleiteten Ortsadverbien, die Präpoſitionen, und beſonders das ſogenannte Verbum substantivum, und andere ähnliche Stämme, in ſo vielen Flexionsformen, auf eine ſo regelmäßige und evidente Weiſe in allen Sprachen dieſes und ſogar auch der übrigen Stämme, daß an eine urſprüngliche Identität beider durchaus nicht mehr gezweifelt werden konnte. Ich

habe hier nur auf die außerordentlichen Leiſtungen aufmerkſam zu machen, welche von Bopp ſeit ſeinem erſten Auftreten mit dem Indiſchen Conjugations-Syſtem, bis auf ſeine neueſten Schriften nach allen Richtungen hin in dem Gebiete dieſer Wiſſenſchaft gemacht worden ſind, während Wilhelm v. Humboldt mehr in großen Zügen dieſelben Geſetze der Uebereinſtimmung nachzuweiſen ſuchte. Es ſcheint aber gar nicht, daß man auf den Gedanken gekommen, daß dieſe Uebereinſtimmung einen doppelten Urſprung haben könne, und man war ſo erfreut, dieſe Identität entdeckt zu haben, daß man nicht fragte, welches das frühere und welches aus dem andern entſtanden ſei? ſondern, was ſich am natürlichſten darbot, daß nämlich die früher ſelbſtſtändigen Wörter mit den reinen Stämmen verbunden, und allmählig in die Einheit eines Wortes zuſammengeſchmolzen ſeien, wurde allgemein angenommen, und dies iſt die berühmte, faſt allgemein anerkannte Agglutinations-Lehre. Einen ſo großen Fortſchritt aber auch Bopp durch die Schärfe ſeiner Unterſuchungen der Wiſſenſchaft verſchaffte, und je mehr es anerkannt iſt, daß für die Grammatik die Leiſtungen dieſes ſcharfſinnigen Gelehrten, verbunden mit dem hohen Geiſte, in welchem W. v. Humboldt das Weſen und Studium der Sprache erfaßte, dieſe Wiſſenſchaft zu einer Höhe erhoben haben, die man kurz vorher noch kaum geahndet hatte, um ſo mehr muß es mir faſt ängſtlich ſein, den ſo beſtimmt ausgeſprochenen Anſichten dieſer Männer eben ſo beſtimmt entgegen treten zu müſſen. Doch aus welchem Munde auch die Wahrheit komme, ſo gebührt ihr allein die Ehre, und wir wollen daher verſuchen, ob es uns gelingen werde, die Anſicht dieſer Männer zu widerlegen, und dagegen die Nothwendigkeit der unſrigen geltend zu machen, welche dahin lautet, „daß auf keinem Punkte der Spracherſcheinung „der Inhalt ohne Form auftreten könne, ſondern die früheſte „Erſcheinung derſelben gerade die engſte Einheit beider dar„ſtelle, und erſt die weitere Entwickelung derſelben eine Un„terſcheidung zwiſchen beiden hervortreten laſſe, deren höchſter „Gipfel der ſei, daß die Formen ſich von ihren Stämmen „trennen, und zur Selbſtſtändigkeit eigenthümlicher Wörter „zu erheben ſcheinen.“ Die ſogenannten Formwörter ſind alſo, meiner Meinung nach, abgelöſte Flexionsformen, nicht umgekehrt die Flexionsformen agglutinirte Formwörter. Zuerſt alſo die Widerlegung des Fremden, dann die Bewährung des Unſrigen, W. v. Humboldt *) alſo nimmt 3 Stufen der

*) Ueber das vergleichende Sprachſtudium, 1820.

Sprachentwickelung an: „erſtens Alles Materie, d. h. Wort, „zweitens Entwickelung der Form neben der Materie, aber „ebenfalls als Wort, drittens Verbindung von Materie und „Form, Wort und Flexion.“ Ich weiß nicht, wie ich dies mit ſeinen eigenen Worten in Uebereinſtimmung bringen ſoll? Denn wenn er in demſelben Aufſatze, einige Seiten vorher (§ 4) ſagt: „Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf „einmal entſtehen. Sie muß in jedem Augenblick ihres Da„ſeins dasjenige beſitzen, was ſie zu einem Ganzen macht. In „jedem Satze iſt die ganze Geiſtesthätigkeit in Bewegung,“ ſo kann dies doch wohl nichts Anderes heißen, als daß bei der erſten Entwickelung der Sprachthätigkeit, ſowohl in der roheſten Sprache der Naturvölker, als auch in den früheſten Sprachlauten des Kindes, alle Richtungen ſchon angedeutet ſind, welche jemals darin hervortreten können, und daß dieſes Hervortreten und Ausbilden der einzelnen Richtungen eben nur eine Entwickelung deſſen iſt, was, in einen engen Raum zuſammengedrängt, unentwickelt ſchon im erſten Keim verborgen lag. Und in der That, ich weiß nicht, wie ich mir eine andre Entwickelungsweiſe, nicht nur der Sprache, ſondern überhaupt irgend eines Gegenſtandes vorſtellen ſollte, als die eben bezeichnete. Oder W. v. Humboldt müßte vielleicht die Form gar nicht als einen integrirenden Theil der Sprache anſehen wollen, ſo daß alſo das eben gar keine Repräſentation in der Manifeſtation durch Sprache fände, was der Menſch durch die Individualität ſeiner menſchlichen Auffaſſungsweiſe aus dem Eindruck macht, der von Außen auf ihn geſchieht, und das hieße den ſprechenden Menſchen in einen todten Spiegel verwandeln, der, das Bild der Außenwelt aufnehmend, es, wie er es empfangen, ohne etwas von dem Seinigen hinzuzuthun, als einen bedeutungsloſen Ton wieder zurückwürfe. Und was ſoll denn hierbei jene zweite Periode der Sprachentwickelung bedeuten, in welcher ſich die Entwickelung der Form neben der Materie, aber ebenfalls als Wort darſtellte? Soll hier etwa die Form, als Form, ſich ſelbſtſtändig entwickeln, ohne in ihrem Entſtehen in Zuſammenhang mit der Materie zu treten, und nur in dieſem Zuſammenhange ihre Exiſtenz zu haben? So würde die Sprache freilich die einzige Erſcheinung alles Daſeienden ſein, welche die Exiſtenz der reinen inhaltsloſen Form, als ſolcher, in ihrer Unabhängigkeit darſtellte, und dieſe Sprache wäre das Spiegelbild des Geiſtes, und dieſe Entwickelungsſtufe jener bezeichnete auch eine ſolche in dieſem?! Ich wenigſtens wüßte mich aus dieſem Labyrinthe von nothwendigen Folgerungen nicht herauszuwinden, wenn ich gezwungen wäre, jene Behauptung anzuerkennen! — Die drei Pe-

rioden der Sprachentwickelung treten hingegen folgendermaßen hervor.

1. Innigſte Einheit von Materie und Form, von Stamm und Flexion, wo Beides nicht von einander geſondert werden kann. 2. Allmähliges Hervortreten dieſes Gegenſatzes, als Stamm und Flexion, Erkennbarkeit Beider. 3. Völliges Sondern Beider durch Ablöſung der Flexionsſylben zu beſondern Formwörtern, die jedoch niemals eine ſelbſtſtändige Exiſtenz in der Erſcheinung gewinnen können. — Denn nur ein künſtliches Verfahren kann eines von beiden zur Selbſtſtändigkeit erheben, niemals aber kann dieſelbe in der wirklichen Erſcheinung der Sprache Statt finden. In einem ſpätern Aufſatze: „Ueber die grammatiſchen Formen und ihre Entſtehung“ *) ſagt Humboldt: „Je mehr ſich eine Sprache von ihrem Urſprunge entfernt, deſtomehr gewinnt ſie unter übrigens gleichen Umſtänden an Form,“ und, als ob er ſich gewaltſam gegen eine ſich ihm aufdringende Ueberzeugung ſtämmen wollte, fährt er fort: „denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlaſſen, daß doch urſprünglich alle Sprachen von Anfügung ausgegangen.“ Ich muß geſtehen, daß mir ſelbſt das bloß philologiſche Verſtändniß dieſer Worte viel Schwierigkeit verurſachte. Man weiß nicht, ob der erſte Theil des Satzes ein empiriſcher iſt, und den letztern unterſtützen ſoll, oder ob ein bloß theoretiſcher, der, trotz der Empirie, in dem letztern eine Unterſtützung finden ſoll? worauf auch das „denn“ hinzudeuten ſcheint, mit welchem er den zweiten Satz beginnt. Und in der That widerſpricht auch der erſte Theil des Satzes aller Erfahrung, welche gerade in der neuern Zeit von dem Weſen der Sprache und dem Fortſchritt ihrer Entwickelung gemacht worden iſt. Ich will nicht die wenige Kenntniß zu Hilfe rufen, welche ich von dem Gange der Sprachentwickelung habe, wie dieſelbe ſich aus der indiſchen, die den vollkommenſten Organismus darſtellt, bis auf unſere neueren, faſt aller Einheit des Organismus (von Form und Stamm) entbehrenden Sprachen zeigt, wie ſich das Verhältniß der ſemitiſchen Sprachen gegen die unſrigen ſtellt, und wie ſich auch in der Gegenwart unkultivirte Sprachen, wie die finniſche, durch Reichthum der Form, ſo ſehr vor den übrigen auszeichnen. Ich ſage, ich kann mich ohnedies auf die Worte Bopps ſelbſt (in ſeinen Kollegien) und auf das, was Becker und Andere, die ſich mit dem Sprachſtudium in dieſer Ausdehnung beſchäftigen, beſtätigt haben, berufen, daß der Reichthum der Formen, in ihrem organiſchen Zuſammenhange mit den

*) Jahrbücher der Berliner Akademie, 1824.

Stämmen, allmählig abnimmt, um dem Reichthum des Inhalts Platz zu machen. Wenn dies aber eine ausgemachte Erfahrung iſt, ſo kann W. v. Humboldt freilich nur auf eine gleichſam gewaltſame Weiſe ſeine Ueberzeugung bewahren wollen. Aber dieſe Erfahrung entſpricht zugleich ſo ſehr der Anſicht von der Sprache, welche mir als die einzig wahre erſcheint, daß, wenn die Erfahrung das Gegentheil lehrte, ich mich eben ſo gewaltſam gegen dieſelbe auflehnen müßte, wie es hier von W. v. Humboldt nach der andern Seite hin geſchehen iſt. Wenn ich im Vorigen dieſe Lehre von der Agglutination, wie ſie W. v. Humboldt ausſpricht, beſonders im Auge hatte, ſo habe ich mich jetzt gegen die Beweisgründe zu wenden, welche Bopp für dieſelbe anführt. Ich bin weit entfernt, hier davon ſprechen zu wollen, wie dieſer weit umfaſſende Gelehrte mit ſeinem ſcharfen Blick die wahre Geſtalt der Bildungsformen erkannt, ihren Zuſammenhang mit einzelnen ſelbſtſtändigen Wörtern endeckt, und die vergleichende Grammatik mit einer ſo unendlichen Menge der votrefflichſten Reſultate bereichert hat. Nur ob der gefundene und unbeſtreitbare Zuſammenhang zwiſchen Flexionsſylben und Formwörtern auf Agglutination urſprünglich geſonderter Wörter, oder auf Ablöſung der urſprünglich eine Einheit darſtellenden Stamm- und Flexionsſylben zu ſelbſtſtändigen Wörtern deute? iſt der Gegenſtand dieſer Unterſuchung. Aber Bopp ſelbſt ſagt *), daß die Wurzeln der Pronomina, von denen er in einer Reihe von Abhandlungen eine unendliche Menge von Formſylben und Formwörtern ableitet, von den Indiſchen Grammatikern mit Unrecht in ähnlichen Stämmen geſucht worden ſeien, wie die der Verba; denn dieſe Wurzeln und die urſprüngliche Bedeutung derſelben ſeien durchaus nicht mehr zu entdecken. Es kann aber auch in der That nicht entdeckt werden, was überhaupt nicht vorhanden iſt, und eine eigentliche Bedeutung, d. h. ein Inhalt, iſt undenkbar für die Pronomina, die nur zur Bezeichnung eines Verhältniſſes dienen, und W. v. Humboldt ſelbſt **) bemerkt vortrefflich, daß das Pronomen nicht nur in der Wirklichkeit keinem beſtimmten Gegenſtande entſpricht, ſondern ſogar in das Denken erſt durch die Sprache eingeführt wird, und nichts als ein Verhältniß des Sprechenden, des Angeſprochenen und des Beſprochenen andeutet ***). Und zwar muß gerade darin kein gerin-

*) Vergleichende Zergliederung des Sanscrit und der verwandten Sprachen, 1824.

**) Ueber die Verwandtſchaft der Ortsadverbien mit den Pronominibus in einigen Sprachen, 1824, § 2.

***) Siehe unten § 11.

ger Beweis für meine Behauptung gefunden werden, daß dieſer reine Formausdruck, ſobald er ſich zum ſelbſtſtändigen Wort geſtaltet, nothwendig auch einen gewiſſen Inhalt erhält und ſo das Pronomen zu einem deklinirbaren Subſtantivum werden mußte. Wenn es ſich nun außerdem noch zeigt, daß dieſe gegenwärtig ſelbſtſtändigen Bildungen zwar ebenfalls einen Schein der Flexionsbildung angenommen haben, die ſich aber beim Pronomen eben ſo wenig, wie beim Verbum Subſtantivum, organiſch darſtellen läßt, ſo daß Bopp ſelbſt für jedes Pronomen 4 Stämme anzunehmen genöthigt iſt, und das Verbum Subſtantivum in allen Sprachen bei weitem die unregelmäßigſte Flexion hat, ſo deutet dies doch wohl deutlich genug auf einen ſpätern, ſchon nicht mehr ganz organiſchen Urſprung ihrer Selbſtſtändigkeit hin, indem die Flexionsformen derſelben in keiner Sprache mehr mit derjenigen Vollendung gebildet werden konnten, wie ſie ſich bei den übrigen urſprünglichen Stämman aus innerer Nothwendigkeit geſtalteten. So ſehr auch dieſe Thatſachen im Bunde mit dem, was irgend eine richtige Anſicht von dem Weſen der Sprache fordert, gegen die Lehre von der Agglutination zeugen, ſo muß ich hier doch noch, um auf ganz ſicherm Felde fortzuſchreiten, einem Stützpunkte begegnen, deſſen ſich dieſe Lehre von einer andern Seite her bedient. Man hat nämlich, und wie es ſcheint mit vollem Rechte, diejenigen Sprachen als die älteſten bezeichnet, welche überall nur einſylbige Formen darſtellen, und ſo den chineſiſchen Sprachſtamm als den älteſten betrachtet, den indogermaniſchen und ſemitiſchen hingegen, mit ihren mehrſylbigen Formen, wenn auch nicht als eine Entwickelung gerade dieſes Sprachſtammes, doch jedenfalls als eine ſpätere Stufe der Sprachentwickelung überhaupt. Und in dieſen einſylbigen Formen glaubte W. v. Humboldt offenbar jene erſte Sprachſtufe der reinen Stämme ohne Form zu entdecken. Man hat ſich hierbei beſonders an das am meiſten bekannte, das Chineſiſche, gehalten, das freilich auf eine gewiſſe Weiſe aller Form zu entbehren ſcheint. Aber ich meine, daß man nirgends vorſichtiger ſein müſſe, als wo man ſich der chineſiſchen Sprache bedient, um irgend eine Stufe der natürlichen Sprachentwickelung zu repräſentiren. Nichts iſt der Natur entfremdeter, als Alles, was chineſiſch iſt, wo ein unbeſchränkter Despotismus, eine unnatürliche Künſtlichkeit und eine eiſerne Beharrlichkeit der Natur ſelbſt in ihren mächtigſten Entwickelungen gebieten. Mir ſcheint die chineſiſche Sprache, wie wir ſie jetzt kennen, kein Werk der Natur, ſondern ein Werk der Kunſt. Wie ihre Schriftſprache ein der Natur der Sprache frem-

des *) Erzeugniß der Grübelei iſt, welche gegen jene es verſuchte, ein allen zugängliches Mittel der Verſtändigung, eine geiſtige Univerſalmonarchie, zu begründen, ſo iſt es auch die Tonſprache, und zwar ſcheint dieſelbe eben gerade durch die Macht der Schriftſprache in die Unnatur derſelben hineingezwängt, und in dieſer feſtgehalten worden zu ſein, welche freilich verlangt, daß alles, was Form iſt, abgeſtreift werde, um nicht die Zahl der nothwendigen Zeichen ins Unermeßliche zu vermehren. Und zwar ſcheint mir die Zeit, in welcher dieſer Akt, der von einem bewunderungswürdigen Scharfſinn und außerordentlicher Kenntniß der Sprache zeigt (deren innerſtes Weſen freilich doch verkannt wurde): ich ſage die Zeit, wo dieſer wahrſcheinlich von einem oder mehreren Gelehrten entworfene und vom Kaiſer gebotene Akt der Sprachverkrüppelung, aus der ſich dieſelbe nie wieder erheben konnte, vorging, ſcheint mir nicht in die Stufe der Sprachentwickelung zu fallen, welche noch die Formen in ihrer Einſylbigkeit darſtellt, ſondern ſpäter, und dieſe ſchon vorhandenen die Mehrſylbigkeit konſtituirenden Formen ſcheinen, nachdem die einfachſten Stämme, damals noch nicht mit ſo großer Schwierigkeit als jetzt, aber doch wohl nicht immer mit Glück, gefunden ſchienen, wirklich abgeſtreift worden zu ſein, wodurch die chineſiſche Sprache mit einem Male auf einem Punkte ſtand, von dem ſie nie wieder in den verlaſſenen Strom ihrer natürlichen Entwickelung zurückkehren konnte. Dies ſcheint mir das wahre Weſen der chineſiſchen Sprache zu ſein, und die ſo verloren gegangene Form wird theils durch das künſtliche Mittel der Stellung, welche freilich an ſich auch zur Form gehört, theils durch ein wunderbares, noch neben dem Sprechen nothwendiges Hinzudenken erſetzt. Das wahre Weſen jener einſylbigen Sprachen aber iſt nicht die ſcheinbare Formloſigkeit der chineſiſchen Sprache, ſondern eben das, was ich als das Hauptmoment der früheſten Stufe der Sprachentwickelung bezeichnete, nämlich die engſte Einheit von Inhalt und Form, die ſich erſt ſpäter zur Trennung in verſchiedene Sylben geſtaltet. Da wir aber hiermit auch dieſe Erfahrung in die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit unſrer Theorie gebracht haben, ſo darf ich wohl, ohne auf den Grund einer Hypotheſe zu bauen, das urſprünglich nothwendige Zuſammenſein von Form und Inhalt und die Wiederkehr dieſes Verhältniſſes auf jedem Punkte der ſprachlichen Erſcheinung zur Grundlage meiner folgenden Unterſuchungen machen.

*) W. v. Humboldt über Schriftſprachen.

§ 9.

Erſte Darſtellung der Form durch Theilung der reinen Stämme in verſchiedene Redetheile.

Wir haben den reinen relativ formloſen Inhalt in diejenigen Stämme geſetzt, welche noch keinem Redetheile angehören. Wir haben alſo zuvörderſt zu ſehen, welche Formen der geiſtigen Thätigkeit ſich kund thun, indem ſich dieſe zu den verſchiedenen Redetheilen geſtalten. Es wird die Zahl der Redetheile gewöhnlich auf 10 geſtellt, doch iſt es klar, daß wir diejenigen gar nicht zu unſerm Zwecke werden gebrauchen können, welche auf der gegenwärtigen Stufe der Sprachentwickelung eine bloße Form ohne allen Inhalt darſtellen. Somit fällt alſo das Pronomen, die Präpoſition, die Conjuntion, der Artikel, und wie wir ſpäter ſehen werden, das Zahlwort und die Interjektion ganz weg, und wir behalten nur das Hauptwort, das Zeitwort, das Eigenſchaftswort und das Beſchaffenheitswort. Das Hauptwort nun manifeſtirt die Weltanſchauung nach der Form des Raums, das Zeitwort manifeſtirt die Weltanſchauung nach der Form der Zeit, das Eigenſchaftswort ſtellt die Vermittelung zwiſchen beiden nach der Seite des erſteren, das Beſchaffenheitswort ſtellt dieſelbe nach der Seite des letzteren dar, d. h. alle Eindrücke der Außenwelt werden von unſerm Receptionsvermögen unter der Form des Raumes und der Zeit aufgenommen; und dieſe beiden ſind alſo kein von außen gegebener Inhalt, ſondern nur Formen, unter welche dieſer gegebene Inhalt von unſerm Auffaſſungsvermögen gebracht wird. Um es möglich zu machen, daß wir uns über dieſe Erklärung des Weſens der in der Form der menſchlichen Auffaſſung begründeten Theilung des reinen Inhalts in die verſchiedenen Redetheile verſtändigen, müſſen wir zuvörderſt ſehen, was das heiße: der Menſch faſſe die Eindrücke der Außenwelt unter der Form von Zeit und Raum auf? Die Auffaſſung unter der Form von Raum und Zeit iſt aber die in der Beſchränkung unſerer Auffaſſungsweiſe begründete Nothwendigkeit der Trennung des als Einheit Gegebenen und zur Einheit Strebenden. Dieſer Gegenſatz der Einheit und der Sonderung ſtellt ſich nun in den Anſchauungsformen der Zeit und des Raumes dar, indem die Zeitanſchauung die Einheit des Geſonderten als Handlung, der Raum die Sonderung der Einheit als Individuum darſtellt. (In welchem höherm Gegenſatze dieſer Gegenſatz erſt ſeine wahre Bedeutung findet, wird ſich erſt ſpäter ergeben) *). Die

---

*) § 22.

Gegenſätze von Zeit und Raum ſind alſo ganz identiſch mit denen von Thun und Sein, von Bewegung und Ruhe; das Adjectivum aber im engern Sinne iſt das Wirkende im Sein, das Bewegende im Ruhenden, das Adverbinm dagegen das Bleibende im Thun.

§ 10.

Die Formen des Verbum: Weltanſchauung unter der Form der Zeit.

Wir laſſen die verſchiedenen untergeordneten Formen, in welche ſich die Stämme der Subſtantiva und Verba theilen, einſtweilen unbeachtet, weil ſie uns nur die Richtung auf die Individualiſation andeuten, welche durch Hinzutreten fremdartiger, von Seiten des Inhalts gegebener Elemente entſtehen, uns aber nicht zur Darſtellung der nothwendigen Formen unſers Bewußtſeins führen können. Zu dieſen aber werden wir gelangen, wenn wir die Flexionsformen der bereits gewonnenen Stammformen betrachten. Und ſo gehen wir denn ſogleich zum Verbum über, und zwar beginnen wir mit dieſem, weil wir in demſelben eine weit größere Mannigfaltigkeit erkennen als im Subſtantivum, und faſt alle Formen der Auffaſſungsweiſe unſres Receptionsvermögens darin erſchöpft ſind, ein Umſtand, der, wie es ſcheint, die Veranlaſſung gab, welche Becker zu der Behauptung verleitete, daß das Zeitwort die urſprüngliche Form der Sprachmanifeſtation ſei, aus welcher ſich das Subſtantivum und die übrigen Redetheile erſt gebildet hätten, daß alſo die menſchliche Auffaſſungsweiſe Alles als Thätigkeit begreiſe, obwohl es klar iſt, daß Verbum und Subſtantivum coordinirte Klaſſen einer höhern Urform ſind. Die Flexionsformen des Verbums aber ſind: Genus (Verbi), Modus, Tempus, Numerus, Perſon. Dieſe Grundformen ſind es alſo, welche jedes Bewußtſein von der Außenwelt unter der Form der Zeit nothwendig an ſich tragen muß, und ſind in ſofern als die oberſten Formen der Zeitanſchauungen anzuſehen, als ſie ſich wieder in untergeordnete Klaſſen theilen, von denen jedesmal nur eine beſtimmte hervortreten muß. Wir haben alſo hier zuvörderſt Etwas den Kantiſchen Kategorieen durchaus Entſprechendes, wo ein jedes Bewußtſeinsmoment unter alle vier Kategorieen muß untergeordnet werden, immer aber nur unter eine beſtimmte der untergeordneten Klaſſen derſelben.

§ 11.

Die Perſon: Kategorie der Subjektivität und Objektivität.

Von der Perſon finden wir in der Sprachform des Verbums eine Triplizität, die erſte, zweite und dritte Perſon. Vergleichen wir dieſe als beſondere Form der Reception ſich darſtellende Kategorie mit der Kantiſchen Kategorieen-Tafel, ſo finden wir in dieſer durchaus Nichts, was derſelben entſprechen könnte, und in der That können wir bei der Deduction der Verſtandesbegriffe im Kantiſchen Sinne, die ſich bloß auf das Bewußtſein von Dingen außer uns beziehen, gar nicht auf dieſe Kategorie kommen, denn ſo wie das logiſche Denken nichts von den Pronominen giebt, während ſich in der Sprache dieſelben immer als das Erſte darſtellen, ſo gilt daſſelbe auch von dem Verhältniß unſerer Deduction zur Kantiſchen; daß aber Pronomina und die Perſonalbezeichnungen im Verbum durchaus identiſch ſind, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Von der Kantiſchen Theorie aber kann man eben ſo gut ſagen, daß ſie bei dem rein Objektiven, wie, daß ſie beim rein Subjektiven ſtehen bleibt; denn in ſofern Alles nur dargeſtellt wird, in wie weit es in unſerm Bewußtſein iſt, gehen wir nicht aus dem Subjektiven hinaus; in ſofern wiederum Alles von Außen ins Bewußtſein gewirkt werden muß, gewinnen wir keine Selbſtſtändigkeit des Subjekts, und jedenfalls kann ſich das Objektive und Subjektive nirgends zu einem beſtimmten Gegenſatze entwickeln. Hier aber gewinnen wir offenbar durch dieſes Sprachelement der Perſon das beſtimmte Reſultat, daß ſich das I c h und die A u ß e n w e l t im B e w u ß t ſ e i n zu b e ſ t i m m t g e ſ o n d e r t e n F o r m e n g e ſ t a l t e n. Wir nennen alſo dieſe Kategorie: die Kategorie der Subjektivität und Objektivität. Der Gegenſatz dieſer Formen wird aber nur durch die Form der erſten und dritten Perſon bezeichnet. Es frägt ſich alſo, welche Bedeutung hierbei die Form der zweiten Perſon habe? Die Kantiſchen Kategorieen pflegen in der dritten Klaſſe eine Art von Verknüpfung der Gegenſätze der beiden erſten Klaſſen zu enthalten, wie z. B. die Allheit, die Vielheit als Einheit betrachtet, die Limitation, unter der Vorausſetzung der Poſition eines andern Unbeſtimmten, ein Beſtimmtes als negirt bezeichnet u. ſ. w. Solch eine Bedeutung muß nun hier auch die zweite Perſon haben. Nach der gewöhnlichen grammatiſchen Lehre bezeichnet ſie die angeredete Perſon. Es ſcheint alſo nichts von Subjektivität darin zu ſein, da die angeredete Perſon nicht minder außer uns iſt, als der Gegenſtand

von welchem geredet wird. Es muß dieſe angeredete Perſon aber eben immer eine Perſon, d. h. ein Objekt außer mir ſein, das von mir zugleich als ſelbſtſtändiges Subjekt geſetzt wird. Und ſo iſt die zweite Perſon die vollſtändige Verknüpfung der erſten und dritten. Im Subſtantivum kann dieſe Kategorie durch keine Form der Flexion dargeſtellt werden, weil das Subſtantivum eben nur die eine Seite dieſes Gegenſatzes das Objekt im Gegenſatze zum ſelbſtbewußten Subjekt darſtellt. Es iſt in dieſem Gegenſatz das Objekt nicht bloß negativ vom Subjekt unterſchieden, in ſofern es eben das Andre des beſtimmten Subjekts iſt, ſondern es iſt in demſelben auch ein poſitiver Unterſchied, indem das Objekt auch als der Subjektivität, d. h. der ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit, entbehrend vorgeſtellt wird. Hiermit haben wir den höchſten Gegenſatz aller Receptionsweiſe gefunden, unter welchen, wie wir ſpäter (Tabelle) ſehen werden, alle übrigen ſich müſſen unterordnen laſſen, und ſelbſt den Gegenſatz von Zeit und Raum werden wir hierdurch erſt in ſeinem wahren Weſen konſtruiren können.

§ 12.

Die Tempora: Beziehung der geſonderten Zeitanſchauungen auf die Einheit des ſubjektiven Bewußtſeins und auf einander.

Wir hätten in der Reihe der Flexionsformen des Verbums nun zuvörderſt den Numerus zu betrachten. Aber obgleich ſich dieſe Flexionsform im Verbum mit ziemlicher Beſtimmtheit ausprägt, ſo iſt doch der eigentliche Ort derſelben im Subſtantivum. Im eigentlichen Weſen der Zeitanſchauung aber findet die Kategorie des Numerus durchaus keinen Ort. Was aber dieſe Korreſpondenz der Kategorieen des Verbums mit denen des Hauptworts betrifft, ſo iſt es natürlich, daß jede nothwendige Form der Auffaſſungsweiſe ſich eben in beiden manifeſtiren muß, nur daß ſie, wie wir überall nachweiſen werden, in jedem immer eine ſeinem Weſen nach beſtimmte Form annimmt. Wir verweiſen alſo in Bezug auf den Numerus auf das Subſtantivum und gehen zur Kategorie der Tempora über. Es könnte wunderbar ſcheinen, daß im Verbum als der Darſtellung für die Anſchauung unter der Form der Zeit ſich noch eine beſondere Form für die Bezeichnung der Zeit vorfindet. Aber die Tempora bezeichnen nicht die reine Anſchauungsform der Zeit, ſondern die möglichen Verhältniſſe derſelben in der Zeit, und

zwar ſind dieſe Verhältniſſe zweifacher Art: erſtens das Verhältniß einer Zeitanſchauung zum ſubjektiven Bewußtſein, zweitens das Verhältniß der Zeitanſchauungen zu einander. Die Gegenſätze in dieſem Verhältniß ſind das Vor und Nach deren Vermittelung, das Zugleich iſt. Dieſe nun, in Beziehung zum momentanen Selbſtbewußtſein des Subjekts, ſtellen ſich in den ſogenannten Haupttemporibus, dem Perfectum, dem Futurum, dem Präſens als die Kategorieen der Vollendung, des Werdens und des Seins dar. Dagegen bezeichnen die ſogenannten Nebentempora das Verhältniß mehrerer Zeitanſchauungen zu einander, ebenfalls unter den Beziehungen des Vor, Nach und Zugleich und ergeben alſo die Verhältniſſe der Vorzeitigkeit, Nachzeitigkeit und Gleichzeitigkeit. Man wird in dieſer letztern Kategorie mit Leichtigkeit die Kantiſche Kategorie der Relation erkennen; denn das Verhältniß des Vorzeitigen unter dem höhern Begriff der Einheit gebracht, welchen die Form der Zeit überhaupt darſtellt, iſt das Verhältniß der Urſache, die Beziehung des Nachzeitigen unter dieſer Kategorie das der Wirkung und die Beziehung des Gleichzeitigen das der Wechſelwirkung. Doch müſſen wir wohl darauf aufmerkſam machen, in wiefern ſich die Kantiſchen Kategorieen von den unſrigen unterſcheiden. Jene nämlich erſcheinen als gemiſchte Kategorieen, indem das Verhältniß dieſer beiden Anſchauungen in Verbindung mit dem der Subſtanz und Accidenz ſteht, ſo daß alſo ein gewiſſes Unterordnen Statt findet, indem das eine als ein Dauerndes, das andern als ein Wechſelndes, Vergängliches dargeſtellt wird, ein Verhältniß, welches ſich uns in keiner Form der Sprache darſtellt, und in der That iſt es auch nicht in der Form der menſchlichen Auffaſſung begründet, ein Vergängliches dem Dauernden gegenüberzuſetzen. Bemerkenswerth iſt es ebenfalls, daß die erſte Reihe dieſer Relations-Verhältniſſe, die wir aus dem Verhältniſſe einer Zeitanſchauung zum ſubjektiven Bewußtſein entwickelten, in der Kantiſchen Kategorieen-Tafel keine entſprechende Reihe findet, eine Erſcheinung, die ebenfalls ihre Erklärung darin findet, daß die Kantiſche Theorie den Gegenſatz zwiſchen der durch eine Einwirkung der Außenwelt hervorgebrachten Erfülltheit des Selbſtbewußtſeins und der Totalität des Selbſtbewußtſeins, als beſonderer Form des Bewußtſeins nicht anerkennt, oder nicht beachtet. Eben ſo wenig findet ſich dieſe Seite unſrer gegenwärtigen Kategorie im Subſtantivum wieder, (während der Relation verſchiedener Zeitanſchauungen, die durch die Caſus bezeichnete Relation der Raumanſchauungen, vollkommen entſpricht), und zwar hier aus demſelben Grunde, wie in der Kantiſchen Kategorieen-Tafel, weil in dem Subſtantivum, als

dem rein Objektiven, die Beziehung auf das ſubjektive Bewußtſein unmöglich einen Ort findet.

§ 13.

Die Modus des Verbum: Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins.

Die folgende Flexionsform des Verbum, auf welche wir beim Fortgang unſerer Unterſuchung ſtoßen, iſt die der Modus, welche ſchon ihrem Namen nach der Kantiſchen Kategorie der Modalität zu entſprechen ſcheint. Ehe wir aber die wahre Bedeutung dieſer Formen, als Formen des menſchlichen Bewußtſeins darſtellen können, müſſen wir uns erſt von den unweſentlichen Elementen derſelben befreien, damit wir die weſentlichen in ihrer wahren Bedeutung aufzufaſſen vermögen. So müſſen wir zunächſt den Infinitivus und das Partizipium aus dem Bereich dieſer unſerer Unterſuchung ausſcheiden; denn obwohl ihre Allgemeinheit in allen bekannten Sprachen die Nothwendigkeit derſelben in der Sprache genügend darthut, ſo dürften ſie doch durchaus nicht als beſtimmte Modifikation derjenigen Form des Geiſtes aufzufaſſen ſein, die ſich in der Form der Modus darſtellt; der Infinitivus nämlich, wie er aller Formen, welche ſich in den andern Modus zeigen, alſo der Perſon, des Numerus, entbehrt, kann in ſofern gar nicht als ſelbſtſtändige Form betrachtet werden, ſondern gleichſam als Endung, welche andern Formen zur Vervollſtändigung zugegeben wird, und muß ſich daher nothwendig an ſolche lehnen, um Wirklichkeit zu gewinnen. Das Partizipium hingegen zeigt durch ſeine Flexion deutlich genug, daß es aus dem Bereiche des Verbums ganz hinaustritt, und mit dem Adjektivum eine Uebergangsform zwiſchen dieſem und dem Subſtantivum bildet. Aber auch den Optativus müſſen wir noch aus der Reihe der Modalitätsformen für unſre Unterſuchungen ausſchließen, und zwar nicht bloß darum, weil derſelbe in einer großen Menge von Sprachen gar nicht gefunden wird, ſondern weil er eben in den Sprachen, wo er ſich vorfindet, ſeiner Form und ſeiner Anwendung nach nicht als ſelbſtſtändiger Modus, ſondern nur als der Konjunktivus der ſogenannten hiſtoriſchen oder Nebentempora erſcheint. Wenn uns aber dagegen in einigen Sprachen, wie z. B. im Hebräiſchen auch der Konjunktivus fehlt, ſo können wir dies nur als eine Ausnahme oder vielmehr als eine Unterdrückung dieſer Form anſehen; denn in der Anwendung kann auch das Hebräiſche ihrer nicht entbehren, und muß dieſelbe durch einen andern Modus erſetzen. Wir haben alſo zur Konſtitui-

rung der Kategorieen der Modalität die 3 Modusformen des Indikativus, Konjunktivus und Imperativus. Dieſe 3 aber entſprechen auf den erſten Blick den 3 Kategorieen der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit. Ehe wir aber auf die nähere Auseinanderſetzung unſrer Kategorie eingehen, müſſen wir zunächſt einige Zeit bei den Kantiſchen Kategorieen dieſer Klaſſe verweilen, da die Vergleichung dieſer mit der unſrigen keinesweges unfruchtbar für unſre Unterſuchungen bleiben dürfte. Die Kantiſche Kategorie der Modalität iſt die einzige, in welcher ein Gegenſatz der momentanen Erfülltheit des Bewußtſeins durch die Einwirkung der Außenwelt gegen die reine Form unſres Selbſtbewußtſeins, als eines ſelbſtſtändigen hervortritt. Die Kategorie der Wirklichkeit iſt nämlich diejenige, wo unſer Selbſtbewußtſein in ſeiner Beſtimmtheit, als durch das Objekt hervorgebracht, ſich darſtellt, die Möglichkeit, wo die Erfülltheit unſres Bewußtſeins von dieſem ausgeht, und endlich die Nothwendigkeit, diejenige Stufe, in welcher die Beſtimmtheit unſres Bewußtſeins zugleich als beſtimmendes Moment für das Objekt auftritt, und daſſelbe will oder hervorbringt, (wir werden dieſe beiden Ausdrücke ſogleich näher beleuchten). Natürlich mußte dieſe Kategorie, als Verhältniß des momentanen von der Außenwelt beſtimmten Bewußtſeins zur Forln des Selbſtbewußtſeins überhaupt in ſeinen 3 Formen auf jede Weiſe der Erfülltheit des Selbſtbewußtſeins, d. h. auf alle 3 verſchiedene Klaſſen einer jeden Kategorie ſeine Anwendung finden, ſo daß alſo die Möglichkeit der Einheit oder Vielheit, der Urſache oder Wirkung ꝛc. im Bewußtſein ſein könnte. Eigentlich ergab dies eine dreifache Triplizität einer jeden Klaſſe dieſer Kategorie. Kant jedoch, dem dieſes Weſen und Verhältniß ſeiner Kategorieen nicht deutlich vor Augen geweſen zu ſein ſcheint, faßte dieſes nur als eine einfache Duplizität auf, indem er es allein auf die Kategorie der Qualität, als Sein und Nichtſein bezog. Hiedurch aber hätten die 3 Klaſſen der Modalitäts-Kategorie gelautet: 1. Möglichkeit des Seins und Nichtſeins, 2. Wirklichkeit des Seins und Nichtſeins, 3. Nothwendigkeit des Seins und Nichtſeins. Statt deſſen finden wir der Kategorie der Möglichkeit die der Unmöglichkeit, der Wirklichkeit das Nichtſein und der Nothwendigkeit die Zufälligkeit gegenübergeſtellt, ein Irrthum, den man nur als einen grammatiſchen bezeichnen kann, indem wir ſtatt der Möglichkeit des Nichtſeins, das Nichtſein der Möglichkeit haben; denn Niemand wird behaupten wollen, daß die Unmöglichkeit dieſelbe Form des Bewußtſeins ſei, wie die Möglichkeit, und nicht vielmehr der Bewußtſeinsform der Nothwendigkeit entſpreche. Noch ſchlimmer, als

dieſe Verſetzung, iſt aber die durch dieſen Sprachfehler in die Kategorieen-Klaſſen eingeſchlichene Form der Zufälligkeit, welche keinesweges als Weiſe des Bewußtſeins zugegeben werden kann, unter welcher wir eine Erſcheinung der Außenwelt auffaſſen, ſondern nur als ein Bekenntniß des noch nicht gefundenen, aber jedenfalls zu findenden Zuſammenhangs einer einzelnen Erſcheinung mit der übrigen Welt der Erſcheinungen. Denn jenes würde die Richtung auf die Einheit aller Erſcheinung ganz aufgeben, welches doch in keinem Moment unſres Bewußtſeins geſchehen kann. So viel von den Kantiſchen Klaſſen der Modalitäts-Kategorie. Wir aber bezeichnen unſere Kategorie, in welcher wir dieſelben Klaſſen haben, als die Kategorie der Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins, oder wenn wir uns noch genauer ausdrücken wollen, als Qualität des Bewußtſeins, mit beſonderer Beziehung auf die Subjektivität, denn die Beziehung auf das Subjekt kann bei einer Erfülltheit des Bewußtſeins niemals fehlen. Dieſe Klaſſen bezeichnen alſo die Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins im Verhältniß zu dem Objekt deſſelben. Eine Form des Bewußtſeins, der von der objektiven Seite die Komparation entſpricht, welche die Kategorie der Qualität des Objekts darſtellt, ohne auf das ſubjektive Bewußtſein Rückſicht zu nehmen, da er einer Form, wenn auch nicht des rein Objektiven (Subſtantivum), doch des Adjektivums angehört, welches in dem Bereiche deſſelben ſteht. Dieſem entſprechend bezeichnen alſo die 3 Klaſſen des Modus eben ſo viele Stufen der Stärke unſres Bewußtſeins. Wir bezeichnen alſo den Indikativ als die niedrigſte Stufe der Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins im Gegenſatz zum objektiven, indem, beide als Macht betrachtet, dieſes das Wirkende, jenes das Leidende iſt. Der Gegenſatz hiervon iſt die höchſte Stufe des Selbſtbewußtſeins, als Macht im Gegenſatz zum Object, wo das Verhältniß als das Umgekehrte vorgeſtellt wird, der Imperativ, die Kategorie der Nothwendigkeit; die Verknüpfung beider in Bezug auf das Subjektiv-Bewußtſein iſt der Konjunktiv die Kategorie der Möglichkeit, welche das Selbſtbewußtſein frei von der unmittelbaren Einwirkung der Außenwelt, aber auch ohne Wirkung auf dieſelbe darſtellt.

§ 14

In den Modus zeigt ſich der Uebergang vom ſogenannten Denken zum ſogenannten Thun.

Hier haben wir einen der wichtigſten Punkte vor uns, auf welchen wir überhaupt in unſern Unterſuchungen kommen

werden. Die Kategorie der Nothwendigkeit nämlich, oder die höchſte Stufe der Stärke des ſubjektiven Bewußtſeins, wie ſich dieſelbe in der Sprache, als Imperativ darſtellt, iſt zugleich der Uebergang von dem Vorſtellen eines Gegenſtandes zur Hervorbringung deſſelben. Die höchſte Stärke des Bewußtſeins von einem Gegenſtande, iſt zugleich das Wollen ſeiner Exiſtenz, und dieſes Wollen eben ſo das Hervorbringen deſſelben, wenn die Wirklichkeit unſerm Bewußtſein nicht zu entſprechen ſcheint. Unſer Hauptbeſtreben in einer jeder Philoſophie, meine ich, muß ſein, Einheit zu ſuchen. Vor allem aber müſſen wir dieſe Einheit in allen Richtungen der menſchlichen Thätigkeit zu finden und feſtzuhalten bemüht ſein. Aber ſo ſehr man ſich auch in neuerer Zeit von einer Menge unnöthiger Zerſplitterungen der menſchlichen Kräfte in der Philoſophie befreit hat, ſo blieben doch die Thätigkeiten des Denkens und Handelns immer noch ohne Einheit nebeneinander ſtehen, und ſelbſt in dem wunderbaren Bau des Kantiſchen Kritizismus ſtehn die reine Vernunft und die praktiſche als ganz geſonderte Welten neben einander. Die Sprache aber, denke ich, zeigt hier deutlich genug, daß die höchſte Stärke des denkenden Bewußtſeins nicht nur der Uebergang iſt zum Wollen, ſondern identiſch mit demſelben. Und nehmen wir die ſich daraus geſtaltende Einwirkung der menſchlichen Thätigkeit auf die Natur (Natur-bildende Thätigkeit) in ihrem Zuſammenhange mit dem Denken, ſo iſt ſie die Ergänzung unſres durch äußere Eindrücke geſtalteten Bewußtſeins von der Natur, zu der nothwendigen Einheit, welche unſer Bewußtſein in dieſelbe zu bringen ſtrebt. Ich will hiermit das Wie dieſes Zuſammenhanges von Denken und Thun, von theoretiſcher und praktiſcher Vernunft nicht unumſtößlich feſtgeſtellt haben, aber daß ein ſolcher Statt findet, daß er von dieſem Punkte aus zu ſuchen iſt, iſt ein unbezweifeltes Reſultat, zu welchem uns die Betrachtung der Sprachformen geleitet hat.

§ 15.

Von der Form des Genus Verbi: Zeitanſchauung im Verhältniß zur Raumanſchauung.

Im Genus Verbi finden wir wieder eine Triplizität: das Aktivum, Paſſivum und Medium. Dieſes letztere aber darf wohl ohne Zweifel zu den nothwendigen Formen dieſer Kategorie gerechnet werden, da es ſich, wenn auch nicht mehr in

ganz organiſcher Bildung, doch irgend unter einer Form, ſo viel ich weiß, in allen Sprachen findet. Wenn dagegen im Hebräiſchen die Reihe dieſer Formen ſich zu einer ſiebenfachen zu vermehren ſcheint, ſo darf dies uns nicht täuſchen; denn das Hiphil wie das Piel iſt in dieſer Sprache nicht als ein Genus Verbi, ſondern als eine Form der Ableitung anzuſehen, die ebenſo, wie das ſogenannte Kal ſein Paſſivum hat, wie ſich denn das Medium auch nur für dieſe einfache Form des Verbums als Hitpaël findet. Das Genus Verbi bezeichnet aber das Verhältniß einer Zeitanſchauung in ihrer Verknüpfung mit einer Raumanſchauung, einer Thätigkeit mit einem Sein, einer Bewegung mit einem Ruhenden. Das Activum ſtellt alſo die Handlung des Thuns dar, d. h. die Zeitanſchauung als beſtimmend für die Raumanſchauung, und die Beſtimmtheit dieſer hervorbringend. Das Paſſivum hingegen ſtellt die Thätigkeit unter der Form des Leidens, d. h. der Beſtimmung deſſelben durch ein fremdes Objekt vor. Das Medium endlich vereinigt alle dieſe Gegenſätze von Thun und Leiden in ein und daſſelbe Bewußtſeinsmoment.

Das Genus Verbi ſtellt alſo ebenfalls eine Form der Relation dar, für welche wir, wie die Tabelle der Kategorieen zeigen wird, 4 verſchiedene Klaſſen fanden, die ſich 1. in den Haupttemporibus, 2. den Nebentemporibus, 3. dem Genus Verbi und endlich 4. in der Form des Caſus des Subſtantivums darſtellen.

§ 16.

Flexionsformen des Subſtantivs: Weltanſchauung unter der Form des Raums.

Wir faſſen diejenigen Formen unſers Auffaſſungsvermögens, die wir hier im Verbum gewonnen haben, noch nicht zu einem Ganzen zuſammen, da die Flexionsformen des Subſtantivs, wozu auch noch die dem Adjectiv eigenthümlichen Formen kommen, nicht nur die andere Seite dieſer Kategorieen darſtellen, ſondern wir erſt durch das Zuſammenfaſſen aller dieſer eine vollkommene Ueberſicht über das ganze Syſtem der menſchlichen Auffaſſungsweiſe der äußern Eindrücke erhalten können; die Flexionsformen aber, welche wir am Subſtantivo vorfinden, theilen ſich 1. in die des Numerus, 2. der Kaſus und 3. des Genus. Was nun in dieſem Abſchnitte beſonders unſere Aufgabe ſein muß, iſt, die in beiden Richtungen korreſpondirenden Kategorieen aufzuſuchen, und an dieſen ſowohl

nachzuweiſen, in wiefern ſie unter einander übereinſtimmen, als auch in wiefern ſie ſich durch die Verſchiedenheit der Anſchauungsweiſe, auf welche ſie bezogen werden, von einander unterſcheiden, und wenn wir für einzelne Kategorieen der einen Richtung auf der andern Seite keine korreſpondirende finden ſollten, auch hiervon den Grund in der Eigenthümlichkeit der einzelnen Kategorieen nachzuweiſen. Wir gehen alſo zu der Betrachtung der einzelnen Flexionsformen über.

§ 17.

Die Flexionsform des Numerus: Beziehung der Sonderung des Raums auf die Einheit.

Der Numerus iſt recht eigentlich die ſich in der reinen Raumanſchauung geſtaltende Kategorie. Der Raum iſt nämlich die Trennung der Einheit, wie die Zeit die Einheit des Getrennten darſtellt. Der Numerus alſo, die Kantiſche Kategorie der Quantität, ſtellt den Gegenſatz der Einheit und der Trennung oder Mehrheit dar. Der Singular alſo ſtellt die Auffaſſung einer beſonderen Raumanſchauung als relative Einheit, der Plural eine Raumanſchauung, in der abſoluten Geſondertheit einer Mehrzahl dar. Als vermittelnd zwiſchen beiden ſcheint ſich uns der in ſo vielen Sprachen gebräuchliche Dualis darzubieten, ſo daß die Zahl zwei gleichſam als ein Mittel zwiſchen Einheit und Mehrheit aufzufaſſen oder vielmehr aufgefaßt wäre. Man ſieht aber auf den erſten Blick, wie willkührlich und wie wenig einer wahren Vermittelung entſprechend dieſe Auffaſſung wäre; denn wenn das Weſen der Mehrheit in der Sonderung beſteht, ſo iſt die Sonderung in zwei nicht minder eine ſolche, als die in zehntauſend, oder in jede andere Vielheit. Wir müſſen alſo dieſe Form, ſo weit ſie auch verbreitet ſein möge, als eine unweſentliche und in äußerlichen Erſcheinungen (wie z. B. der häufigen Zuſammengehörigkeit zweier Gegenſtände zu einem Paar) bedingt, betrachten, und der geringe Gebrauch, ſo wie die ſchwache Ausbildung dieſer Form in den Sprachen, wo ſich dieſelbe vorfindet, dürfte uns auch ſchon ohne dies davon überzeugen. Wir werden daher eine andre Form, als vermittelnd zwiſchen den beiden Gegenſätzen der Quantität, ſuchen müſſen, und dieſe findet ſich, der Kantiſchen Quantitätsform der Allheit entſprechend, in der Verbindung des Subſtantivs mit dem ſogenannten beſtimmten Artikel, wodurch „der Menſch“ ſo viel heißt, als die Geſammtheit der einzelnen Men-

ſchen, alſo die geſonderten in eine Einheit zuſammenfaßt. Hier frägt es ſich nun, in welchem Verhältniß ſteht dieſe Form zu der gleiches Namens, welche wir im Verbum vorfinden? Auf den erſten Anblick ſcheinen das Verhältniß und die Bedeutung beider Formen ganz dieſelben, ſo daß alſo der Numerus im Verbum den Gegenſatz der Einheit und der Sonderung der Zeitform darſtellen würde. Aber in der Zeit kann die Kategorie der Sonderung (Quantität) nicht ihre Anwendung finden, da die Form der Zeitanſchauung eben die der Einheit iſt, welche die verſchiedenen Momente des erfüllten Selbſtbewußtſeins unter der Einheit der Bewegung oder der Veränderung zuſammenfaßt; und die Mehrheit in der Zeitanſchauung drückt nicht eine Mehrheit der Zeitreihen oder eine Sonderung der Zeittheile aus, ſondern bezieht ſich auf die gleiche Bewegung, die in verſchiedenen *Räumen* zu einer Zeit angeſchaut wird. Der Numerus im Verbum iſt alſo allein in der nothwendigen Beziehung des Verbums auf ein Subſtantivum, der Thätigkeit auf ein Sein begründet, und kann keinesweges als eine eigenthümliche Form der Zeitanſchauung angeſehen werden.

§ 18.

Von der Flexionsform der Caſus, Beziehung der Raumanſchauung auf Raumanſchauung.

Die Caſus bezeichnen das Verhältniß zweier Raumanſchauungen unter einander. Ehe wir jedoch näher hierauf eingehen, müſſen wir uns zuerſt das Feld unſrer Unterſuchungen von allen für dieſelben unweſentlichen Momenten befreien. Wir finden nämlich eine große Verſchiedenheit in der Zahl der Caſus bei den verſchiedenen Sprachen. So zählen wir im Deutſchen 5, im Lateiniſchen 6, im Indiſchen 7, im Finniſchen ſogar 8—11 Caſus. Wir erkennen aber nur 3 als weſentlich für dieſe Flexionsformen an: den Genitivus, den Dativus, den Accuſativus, welches wir auch leicht rechtfertigen können. Das meiſte Recht ſcheint nun offenbar der Nominativ zu haben, daß er mit in die Reihe der Caſus aufgenommen werde. Aber er bezeichnet nicht ſowohl das Verhältniß einer Raumanſchauung zu einer andern, ſondern die in dieſer Beziehung verhältnißloſe Raumanſchauung. Er iſt die eine Seite des Gegenſatzes von Raum- und Zeitanſchauung, und hat daher als ſeine andre Seite ein Verbum nothwendig, welches, in der Form des Genus Verbi erſcheinend, ihn als die andre Seite des Gegenſatzes fordert. Auch die *Form* des Nominativs zeigt, daß ihn die Sprache in Beziehung zur Flexion des Caſus

gleichſam formlos gebildet hat. Eben ſo wenig kann der Vocativ ſeine Anſprüche als Caſus geltend machen, und hat nur ſeine Exiſtenz in der Beziehung der Rede auf eine angeredete Perſon, die gewiß Niemand als eine Caſusbeziehung wird anſehen wollen. Was indeſſen ſeine Form anbetrifft, ſo findet ſich in wenigen, ja in keiner Sprache dieſelbe als geſondert ausgeſprochen; denn was man dafür anzuſehen gewohnt iſt, iſt faſt überall nur eine reine Formloſigkeit, oder eine durch die Hebung des Tons bei der Anrede hervorgebrachte Verkürzung des Nominativ-Stamms; der Ablativus, Inſtrumentalis und Lokativus hingegen ſind bloße Erweiterungen oder Modifikationen des Genitivus und Dativus. und fallen ſelbſt in den wenigen Sprachen, wo ſie ſich als geſonderte Formen darſtellen, größtentheils auch der Form nach mit dieſen beiden Caſus zuſammen. Es rechtfertigt ſich ſo ſchon im Voraus, daß wir für die Conſtruction der Klaſſen unſrer Kategorie nur den Genitivus, Dativus und Accuſativus benutzen. Sie bezeichnen alſo die Raumverhältniſſe zweier Raumanſchauungen zu einander, und zwar der Genitivus das des Vor, der Accuſativus, das des Nach und der Dativus das des Bei. Indem aber die Form der Caſus die Raumanſchauungen in einem Verhältniß zu einander darſtellt, ſo verläßt ſie hiermit den abſoluten Gegenſatz gegen die Zeitanſchauung, und ſtellt die Raumanſchauungen nicht mehr in der todten Ruhe, ſondern in der Form der bewegten Linie dar, und ſo wird die Raumanſchauung des Nach im Genitiv nothwendig zum Woher, das Vor im Accuſativ zum Wohin und das Bei im Dativ zum Umherum. Dieſe 3 Verhältniſſe entſprechen nun ganz deutlich den 3 Relations-Verhältniſſen der Zeitanſchauung, welche ſich in den Nebentemporibus darſtellen, und zwar das Woher der Urſache, das Wohin der Wirkung, das Umherum oder Wo der Wechſelwirkung. Der Unterſchied der beiden Relations- oder Urſachverhältniſſe beſteht nur darin, daß jenes durch eine Trennung der abſoluten Einheit, dieſes durch die Einigung des als geſondert Gegebenen hervorgebracht wird, und dieſe Verhältniſſe alſo zwei Seiten der relativen Vermittelung zwiſchen den Formen der Einheit und der Sonderung darſtellen.

§ 19.

Von der Flexionsform des Geſchlechts, Raumanſchauung in Beziehung zur Zeitanſchauung.

Man könnte es überhaupt beſtreiten, daß das Geſchlecht eine Flexionsform des Subſtantivs ſey, indem hier nicht, wie

bei jeder andern Flexionsform, jedes Hauptwort, jede der verſchiedenen Geſchlechtsformen annehmen könne. Wenn man dieſelbe aber darum als eine dem Adjectiv eigenthümliche Form bezeichnen will, weil ein jedes Adjectivum aller Formen des Geſchlechtes fähig iſt, ſo würde man ſich von der bloßen Erſcheinung täuſchen laſſen, ohne auf den Werth oder die Bedeutung derſelben zu ſehen. Man vergleiche z. B. das Geſchlecht, wie es ſich in der Flexion des Adjectivs findet, mit der demſelben eigenthümlichen Form der Comparation. Dieſe drückt eine beſtimmte Beſchaffenheit deſſen aus, was durch das Eigenſchaftswort bezeichnet wird, während es ein Jeder lächerlich fände, von dem Geſchlecht einer Eigenſchaft zu reden. Das Geſchlecht in dieſem Redetheil iſt eben ſowohl wie die Deklination und der Numerus deſſelben ganz allein in ſeiner nothwendigen Beziehung auf das Subſtantiv begründet, und der Sitz der Form des Geſchlechts iſt einzig und allein im Subſtantiv zu ſuchen. Daß aber nicht jedes Subſtantivum alle Geſchlechter annehmen kann, wie dies mit dem Caſus ꝛc, der Fall iſt, (obgleich auch dies bei einigen Hauptwörtern Statt findet) ändert nichts. Denn wenn wir ſagen, eine jede beſtimmte Raumanſchauung muß unter der Form eines der 3 Geſchlechter aufgenommen werden, ſo heißt dies Nichts anders, als daß das Geſchlecht eine Flexionsform des Subſtantivums iſt. Wenn man endlich die ganze Geſchlechtsbezeichnung darum nicht als Form gelten laſſen will, weil ſie nicht eine in unſrem Geiſte begründete Auffaſſungsweiſe der äußern Erſcheinung bezeichne, ſondern nur in einer für dieſe zufälligen äußeren Erſcheinung begründet ſei, ſo widerſpricht dieſer Behauptung die vollkommene Uebereinſtimmung aller Sprachen in dieſer Bezeichnungsform, welche die Sprache als ſo weſentlich anerkennt, daß ſie nicht nur im Adjectivum, ſondern ſogar in vielen Formen des Verbums, die darauf bezogen werden können, ihre entſprechende Form findet. Das Geſchlecht iſt alſo weſentlich, und eine Form des Subſtantivs. Aber es bezeichnet nicht den Gegenſatz des Männlichen und Weiblichen, ſondern den des Lebendigen und Lebloſen. Dieſer Gegenſatz aber bezeichnet daſſelbe Verhältniß in der Raumanſchauung, welches das Genus Verbi in der Zeitanſchauung bedeutet, (nicht etwa die andre Seite dieſes Verhältniſſes). Das Männliche, oder Lebendige bezeichnet nämlich diejenige Weiſe der Exiſtenz im Raum, von welcher die Thätigkeit als ausgehend gedacht wird, alſo die Form des Seins, welche die Thätigkeit beſtimmt. Das Lebloſe, Sächliche, iſt die Form des Seins, welche nurdurch fremde Thätigkeit beſtimmt wird, das empfangende Sein, das Sein, in das eine Thätigkeit ſich endigt. Das Weibliche endlich bildet die vollkommene Verknü-

pfung dieſer beiden, indem das Empfangen und Thun ſich hier in Einem und demſelben darſtellt. So entſpricht dieſe Form vollkommen der des Genus Verbi im Verbo. Beide drücken die Beziehung der Thätigkeit zum Sein aus. Nur bleiben ſie immer noch im Gegenſatze zu einander. Denn das Verbum drückt nirgend das thätige Sein, ſondern immer nur das Thun unter einer Beziehung auf ein Sein aus, das Subſtantivum aber ein Sein in Beziehung auf ein Thun. Das Activum iſt das Thun als Thätigkeit des Masculinum, das Sein als Thätiges; das Paſſivum das Thun als Empfangen des Neutrum, das Sein als Empfangendes. Das Medium bezeichnet die Verknüpfung von dem Thun der Thätigkeit und des Empfangens; das Femininum die Verknüpfung der Genera des Seins als Thuenden und Empfangenden, wobei überall darauf aufmerkſam zu machen iſt, daß die Anſchauung unter der Form des Thuns und unter der Form des Thätigen durchaus verſchieden von einander ſind. Höchſt merkwürdig iſt, daß dieſe einander in beiden Anſchauungsformen entſprechenden Kategorieen von den Grammatikern, die dieſe Uebereinſtimmung kaum ahnen konnten, mit demſelben Namen bezeichnet wurden.

§ 20.

Von den Formen des Adjektivums.

Das Adjectivum haben wir als eine Mittelſtufe zwiſchen dem Subſtantivum und dem Verbum bezeichnet. Es ſtellt nämlich auf der einen Seite als wirkliches Adjectivum das Wirkende in dem Daſeienden dar, auf der andern aber, als Adverbium, das Bleibende in der Bewegung. Wenn das Subſtantivum an ſich eine bloß räumliche Geſondertheit bezeichnet, ſo erhält es durch die Einheit mit den ſogenannten Eigenſchaften eine zeitliche Exiſtenz; denn jede Eigenſchaft bezeichnet das Hervorbringen eines Eindrucks, ein Wirken, und geht alſo in die Anſchauungsform der Zeit über. Das Eigenſchaftswort in der Form des Adverbiums bezeichnet das Bleibende in der Bewegung, und kann ſogar faſt immer mit einem Subſtantivum vertauſcht werden, welches die Weiſe des durch die Thätigkeit Gewordnen bezeichnet. Es iſt aber das Adjectivum, ſo wie es die Vermittelung von Zeit- und Raumanſchauung andeutet, zugleich am meiſten von den Formen dieſer Auffaſſungen befreit, und ſtellt daher mehr als irgend ein andrer Redetheil den reinen objektiven Eindruck der Außenwelt dar. Eine Eigenſchaft bezeichnet Nichts als einen, auf unſer Auffaſſungsvermögen

ausgeübten Eindruck. Es iſt die reine Wirkung des Seins; und ſo könnte man das Adjektivum als die höchſte Form des relativ reinen Stammes anſehen, aus welchem ſich nach der einen Seite das reine Sein, als Subſtantivum, nach der andern das reine Wirken, als Verbum entwickelt. Und in der That zeugt auch die Form des Adjektivs für dieſe Anſicht, indem wir, wenn auch nicht einen ganz formloſen Stamm, ſo doch die größte Annäherung zu demſelben, in der Erſcheinung des Adjektivs finden, aus welchen ſich die Stämme des Subſtantivs und des Verbums häufig als abgeleitete Formen darſtellen laſſen. Das Adjektivum zeigt nun eine ziemlich bedeutende Mannigfaltigkeit von Flexionsformen. Der größte Theil derſelben aber entſpricht nur der Beziehung des Adjektivums auf das Subſtantivum, deſſen Weſen es conſtituirt. Wir können daher eben ſo wenig den Numerus, wie das Geſchlecht und die Caſus zu den eigenthümlichen Flexionsformen des Adjektivs rechnen, ſo beſtimmt ſich auch dieſe Formen in demſelben ausgebildet haben. Daher entbehrt auch das Adverbium, welches nicht in dieſer Beziehung zum Subſtantivum ſteht, aller dieſer Formen, nimmt aber auch auf der andern Seite nicht die entſprechenden Formen des Verbums an, mit welchem es in Verbindung tritt, eine Erſcheinung, von der ich freilich keine Urſache anzugeben weiß; denn es widerſpricht keinesweges dem Weſen der Sprache oder des Adverbiums, daß in dem Satze: „er hat ſchön geſchrieben" die Form des Adverbs „ſchön" eine andre wäre, als in dem Satze: „er ſchreibt ſchön" ꝛc. Wir behalten alſo, nachdem wir über alle dieſe Beziehungsformen des Adjektivs ohne weiteres hinweggehen, die einzige Flexionsform der Komparation, als dem Adjektiv eigenthümlich, welche ſich denn auch in beiden Formen dieſes Redetheils darſtellt.

§ 21.

Von der Flexionsform der Komparation, Qualität des Objekts.

Die Komparation ſtellt die Kategorie der Qualität in ihrer Beziehung auf die Objektivität dar. Das Adjektivum ſtellt, wie wir bereits aus einander geſetzt haben, den reinen objektiven Eindruck vor. Die größere oder geringere Stärke dieſes Eindrucks wird nun durch die Form der Komparation bezeichnet. Dieſe Kategorie entſpricht alſo vollkommen der des Modus im Verbum, nur daß die Qua-

lität dort auf das ſubjektive Bewußtſein bezogen wird, und wir ſo ſtatt der Stärke des Eindrucks die größere oder geringere Stärke der Empfindung haben. Da es nicht bezweifelt werden kann, daß wir dieſe Kategorie mit Recht als die der Qualität bezeichnet haben, ſo wollen wir die Kantiſche Kategorie dieſes Namens mit der unſrigen vergleichen, um dadurch für die Beurtheilung dieſer und für den Werth der unſrigen den richtigen Maaßſtab zu gewinnen. Die 3 Klaſſen der Kantiſchen Kategorie ſind das Sein, das Nichtſein und die Limitation. Keine von dieſen Klaſſen entſpricht einer der unſrigen: Poſitiv, Komparativ und Superlativ, vielmehr zeigt die Sprache überhaupt keine Form, welche das reine Sein oder das abſolute Nichtſein ausdrückt, und ſie kann auch daſſelbe nicht ausdrücken; denn jenes würde ganz der Form, dieſes aber des Inhalts und der Form entbehren, alſo nicht eine Form unſres Bewußtſeins, ſondern Nichts ausſagen. Wir müſſen alſo die Form des Nichtſeins eben ſowohl, wie die des Seins ganz aus dem Reich der Formen des Bewußtſeins verbannen, und erhalten dagegen die Form der Stufe, oder Steigerung, der größeren oder geringeren Stärke des Eindrucks auf der einen, und des Bewußtſeins auf der andern Seite, und ſomit dieſelbe Form, welche Kant ſelbſt in ſeinem Schematismus der Kategorieen als das Schema der Qualitäts-Kategorie angiebt. Wenn die Sprache aber überhaupt eine Form für die Negation hat, ſo iſt dies immer nur die der Entfernung, der Nichtzuſammengehörigkeit, womit das vortrefflich übereinſtimmen dürfte, was Bopp in ſeiner vergleichenden Grammatik angiebt, daß das α privativum eben ſo wie das Augment (im Indiſchen a) und die Präpoſitionen ab und ἀπο, und endlich die Pronomina demonſtrativa, welche auf einen entfernten Gegenſtand deuten, alle gemeinſchaftlichen Urſprung haben. Und die Sprache würde alſo andeuten, daß dasjenige, was gewöhnlich als eine Negation bezeichnet wird, im Bewußtſein nur als ein Auseinanderſein in Zeit und Raum aufgefaßt werde; ein Reſultat, das offenbar für alle Philoſophiſchen Grundſätze und Unterſuchungen von der größten Wichtigkeit ſein muß. Hiermit aber ſind die beſondern Flexionsformen des Adjektivs erſchöpft; und wir hätten demnach den ganzen Kreis der Flexionsformen betrachtet, und könnten jetzt dazu übergehen, alle dieſe in ihrem Verhältniſſe und Zuſammenhange untereinander zu betrachten, um eine vollſtändige Tafel der Kategorieen danach konſtruiren zu können.

§ 22.

Konſtruktion der Kategorieentafel aus den gegebenen Flexionsformen.

Ehe wir dasjenige, was ſich uns bis jetzt in den Flexionsformen zu erkennen gegeben, zur Einheit eines vollſtändigen Syſtems der Kategorieen zu verbinden ſuchen, wollen wir erſt dieſelben noch einmal in ungeordneter Reihe, wie wir ſie gefunden, ins Gedächtniß zurückführen.

Es waren dieſelben alſo

I. die Redetheile, in ihrem Gegenſatze als Zeit- und Raumanſchauung.

II. Die Perſon. Ich, du, er, als Kategorie der Subjektivität und Objektivität.

III. Tempus a. in Beziehung auf das Subjekt, Vollendung, Sein, Werden;
b. in Beziehung zweier Handlungen zu einander: Vorzeitig, Gleichzeitig, Nachzeitig.

IV. Modus. Qualität des ſubjektiven Bewußtſeins: Indicativ, Imperativ, Conjunctiv.

V. Caſus. Beziehung der Raumanſchauungen zu einander: Genitiv, Dativ, Accuſativ.

VI. Numerus. Quantität, Sonderung im Raum: Einheit, Allheit, Mehrheit.

VII. Genus. Lebendig, Leblos. — Beziehung des Seins auf die Thätigkeit: Männlich, Weiblich, Sächlich.

VIII. Genus Verbi. Beziehung der Thätigkeit auf das Sein: Activ, Medium, Paſſiv.

IX. Komparation. Qualität des Objekts: Poſitiv, Komparativ, Superlativ.

Hiervon haben wir ſchon als zuſammengehörig bezeichnet die 5 Kategorien der Relation, welche ſich in den beiden Zeitformen, in den Caſus, im Genus Verbi und Subſtantivi nach ihren verſchiedenen Stufen und Beziehungsweiſen darſtellen. Eben ſo haben wir die beiden Modalitäts- oder Qualitäts-Kategorieen der Modus und der Komparation zuſammengeſtellt, ſo daß uns alſo dieſe 9 Kategorien zu folgenden 5 zuſammenſchmelzen:

I. Subjektivität und Objectivität. II. Zeit und Raum. III. Quantität. IV. Qualität. V. Relation.

Wir wollen nun verſuchen, ob wir auch dieſe zu einer Einheit verbinden können. Der höchſte Gegenſatz iſt nun der der Subjektivität und Objektivität. Alles, was wir im Be-

wußtſein haben, muß unter dieſen Gegenſatz treten, und alle übrigen Formen gehen entweder aus dieſem hervor, oder müſſen doch wenigſtens in denſelben aufgenommen werden. Und wenn das ganze Subſtantivum keine Form für dieſen Gegenſatz hat, ſo iſt es eben nur eine Seite dieſes Gegenſatzes, und drückt alſo ſelbſt nur eine Form deſſelben aus. Wir wollen nun ſehen, in welchem Verhältniß der zweite Gegenſatz der Zeit- und Raumanſchauung zu dieſem höchſten Gegenſatze ſteht, wodurch uns zugleich das wahre Weſen jenes erſten Gegenſatzes deutlich werden wird. Kant nennt die Zeit die Anſchauungsform des innern, den Raum die Anſchauungsform des äußern Sinnes. Er ſcheint alſo die Form der Zeit in Beziehung zu dem ſubjektiven Bewußtſein zu bringen, welcher die Form des Subſtantivums durchaus fremd iſt, und dies iſt auch die wahre Bedeutung der Anſchauungsform der Zeit. Sie iſt die Beziehung des äußerlich Gedachten auf das Subjektiv-Bewußtſein (das Subſtantiv iſt die Auffaſſung des äußeren Eindrucks ohne dieſe Beziehung), und dies hängt auch mit dem Moment der Unterſcheidung zwiſchen Zeit- und Raumanſchauung zuſammen, das wir bereits angegeben haben. Wir nannten nämlich die Zeitanſchauung die Einheit des Geſonderten, die Raumanſchauung die abſolute Getrenntheit. Es iſt uns aber das äußerlich Gegebene, wie es unmittelbar auf unſre Sinne einwirkt, ein Geſondertes, wogegen unſer abſolutes Bewußtſein die abſolute Form der Einheit iſt. Die Beziehung des äußern Eindrucks auf die Form unſres abſoluten Selbſtbewußtſeins wird alſo die Beziehung des Geſonderten auf die Einheit, oder die Uebertragung der Form der Einheit auf das geſondert Gegebene ſein, und dieſes iſt die Anſchauungsform der Zeit. Zeit und Raum ſind alſo untergeordnete Gegenſätze der als höchſte Form des Gegenſatzes aufgeſtellten Form des Subjektiven und Objektiven, oder vielmehr verſchiedene Seiten der Beziehungsweiſe des Objektiven zur Form des Subjektiv-Bewußtſeins; und in ſofern, was der Grundſatz iſt, von dem wir bei aller Erfülltheit unſres Selbſtbewußtſeins ausgegangen ſind, die eine Seite dieſes höchſten Gegenſatzes immer der andern bedarf, ſo werden alle Formen des Bewußtſeins (Kategorieen) die Geſtaltung zeigen, daß, was zuerſt als abſoluter Gegenſatz erſchien, immer wieder zur Beziehung auf ſein Entgegengeſetztes zurückkehrt. Wir haben alſo jetzt I. Abſoluter Gegenſatz des Subjektiven und Objektiven; II. verſchiedene Seiten der Beziehung des Objektiven auf die Form des Subjektiv-Bewußtſeins. Das Aufgeben dieſer Beziehung iſt das Subſtantiv, das Zurückkehren zu derſelben, das Verbum, als Gegenſätze von der Sonderung der Einheit und der Einheit des Geſonderten,

oder des Raums und der Zeit. Daß nun alle Gegenſätze von Thun und Sein, von Bewegung und Ruhe ꝛc. ganz identiſch hiermit ſind, bedarf keiner nähern Erörterung. Nun aber ſteht dieſer Gegenſatz als ein abſoluter da, und die folgenden Kategorieen werden wieder eine Beziehung der als entgegengeſetzt gegebenen Punkte zu einander darſtellen. Als die nächſte Verknüpfung beider (nicht aber Beziehung derſelben auf einander) haben wir das Adjektivum, das ſich wieder nach den verſchiedenen Seiten der Verknüpfung in Adjektiv und Adverbium ſpaltet. Die dritte Kategorie iſt die der Quantität. Sie iſt eine beſondere Form der abſolut objektiven Anſchauung, der Raumanſchauung, des Subſtantivs. Das Subſtantivum in ſeinem abſoluten Gegenſatze gegen das Verbum iſt die Form der Sonderung gegen die der Einheit. Der Numerus aber iſt die Beziehung des Geſonderten auf die Einheit, und die Klaſſen dieſer Kategorie ſind die abſolute Sonderung, Plural, wozu der auf dieſer Stufe abſolute Gegenſatz, die abſolute Einheit (aber im Raum der Form des Geſonderten) iſt, welche beide in der Form der Allheit, als Einheit des Geſonderten ihre Verknüpfung finden. Die vierte Kategorie iſt die der Relation, welche in die beiden Hauptabtheilungen der Tempora und Caſus auf der einen, und der Genera auf der andern Seite zerfällt. Wir betrachten alſo die fünf Klaſſen einzeln, um ihnen den richtigen Platz in der Reihe der Kategorieen anzuweiſen, die wir zu konſtruiren angefangen: die Haupttempora ſtellen die Thätigkeitsanſchauungen in dem abſoluten Gegenſatz gegen das Subjektivbewußtſein dar, und zwar entweder als vollendet (vorzeitig), als werdend (nachzeitig) oder als ſeiend (gleichzeitig), welches beide Gegenſätze verknüpft. Man würde irren, wenn man dies Verhältniß ſo darſtellte, daß man das Präſens als zuſammenfallend mit dem Subjektiv-Bewußtſein des Perfektum und Futurum als zwei Seiten des Gegenſatzes gegen daſſelbe darſtellte. Denn das ganze Zeitverhältniß dieſer Tempora faßt die Zeitanſchauung als im abſoluten Gegenſatz gegen das Subjektiv-Bewußtſein in ſeiner Beziehung zu der andern Seite des Gegenſatzes auf. Die ſogenannten Nebentempora dagegen zeigen dieſe durch den Gegenſatz im ſubjektiven Bewußtſein geſonderten Zeiten, wieder in ihrer Beziehung zu einander, d. h. zur Einheit. Die Wiederherſtellung der Einheit in der geſonderten Zeitanſchauungen geſchieht aber durch die Auffaſſung derſelben in der Form des Cauſalzuſammenhanges. Die Caſus auf der andern Seite zeigen dieſelbe Beziehung in der noch abſoluten Form der Sonderung im Raum. Die Rückbeziehung dieſer Seite des Geſonderten auf die Einheit kann daher nur eine weniger innige ſein, als jene, die ſich noch auf dem Felde der Einheit befin-

det. Das eigentliche Cauſalverhältniß tritt daher in den Caſus durchaus nicht ſo beſtimmt hervor, als in der Form der Tempora. Noch anders ſtellt ſich jedoch dieſe Beziehung der eigenthümlichen Form der Zeitanſchauung zu der der Raumanſchauung in dem Genus Verbi und Subſtantivi. Denn dieſe bezeichnen nicht nur die Beziehung der Form der Zeitanſchauung zu der Form der Raumanſchauung, ſondern, wie die Caſus und die Nebentempora, zugleich die Beziehung einer beſtimmten Zeitanſchauung zu einer beſtimmten Raumanſchauung; die beſtimmte Thätigkeit wird im Activum nicht nur zum Sein, ſondern zu der Beſtimmtheit des Seins, in das ſie ſich endigt. Das unter die Form der beiden Gegenſätze bereits Aufgenommene tritt in ein Verhältniß zu einander, und die Form des Genus Verbi ſtellt die Geſtalt dar, welche durch dieſe Beziehung die eine Seite des zu Beziehenden, die Zeitanſchauung annimmt; und zwar dies wieder in den 3 verſchiedenen Formen, unter welchen dies Verhältniß vorgeſtellt wird, während das Genus Subſtantivi die Form darſtellt, welche die andre Seite des Gegenſatzes in dieſem Verhältniſſe, die Raumanſchauung, nach der Möglichkeit der 3 verſchiedenen Formen ſeiner Beziehung zu Zeitanſchauungen, annimmt. Wir müſſen alſo diejenigen Flexions- oder Kategorieenformen, welche eine bloße Beziehung der entgegengeſetzten Form zu einander darſtellen, von denen unterſcheiden, welche den unter dieſen Gegenſätzen aufgenommenen Inhalt unter irgend einer von dieſen Beziehungsweiſen zu einander bezogen darſtellen, und gleichſam als die Anwendung jener anzuſehen ſind. Dieſe letzteren alſo, worunter die Nebentempora, die Caſus und die beiden Genera gehören, faſſen wir als Kategorie der Relation zuſammen, von denen wir jedoch nachgewieſen haben, daß dieſe Beziehungsweiſen des Inhalts immer wieder denſelben Charakter haben, wie die Beziehungsweiſen der Grundformen des Bewußtſeins, durch welche die verſchiedenen Auffaſſungsweiſen gebildet werden. Es bleiben uns jetzt noch die beiden Qualitäts-Kategorieen, der Modus und der Komparation. Dieſe Kategorie ſtellt ſich nun freilich ebenfalls innerhalb jenes höchſten Gegenſatzes dar, den wir an die Spitze unſerer Entwickelung geſtellt haben. Das Adjektivum bezeichnet bekanntlich dasjenige, was das rein auf ein mögliches empfindendes Subjekt Wirkende im Objekt iſt. Wenn alſo die Komparation die Stufe der Stärke dieſes Wirkenden anzeigt, ſo ſteht dieſe Kategorie der Stufe ſchon innerhalb dieſes Gegenſatzes, eben ſo wie die Modalität die Stärke des Subjectiv-Bewußtſeins im Verhältniß zu dem unmittelbar vom Object Gewirkten darſtellt. Aber es tritt hier offenbar ein Neues hinzu,

dies iſt die Bezeichnung der größern oder geringern Stärke des Eindrucks und der Empfindung. Wir erfahren alſo hierdurch, daß unſre Auffaſſung eines äußern Eindrucks auf die Weiſe geſchieht, daß unſer Bewußtſein zugleich eine Vergleichung deſſelben mit andern Eindrücken anſtellt, und dieſe alſo immer auf eine gewiſſe Weiſe als mitwirkend gedacht werden müſſen. In der Modalität iſt dieſe Vergleichung und dieſe Mitwirkung der übrigen Momente unſers Bewußtſeins ſo vorzuſtellen, daß die Wirklichkeit als die niedrigſte Stufe der Kraft des ſubjectiven Bewußtſeins im Gegenſatz zur objectiven Wirkung, jenes nur als rein empfangend darſtellt, und das Empfangene zu der im Bewußtſein vorhandenen Einheit der Momente hinzu ordnet. Die Möglichkeit, als die zweite Stufe der Macht des Bewußtſeins, ſtellt dieſes als handelnd vor, indem es, durch die vorhandenen Momente des Bewußtſeins in ihrer Richtung auf die Einheit beſtimmt, dieſe Beſtimmtheit des Bewußtſeins in eine beſtimmte Stelle, aber nur immer im Bewußtſein einreiht. Die Nothwendigkeit, als die höchſte Stufe der Macht des Bewußtſeins, ſtellt diejenige Beſchaffenheit deſſelben dar, in welcher es die Kraft hat, die Reihe der in ihm vorhandenen Momente zu einem Ganzen zu vollenden, und das dazu gehörige einzelne Moment nicht nur poſtulirt, ſondern auch, wo das Poſtulirte in der objektiven Welt nicht vorhanden iſt, in dieſelbe ſetzt, und ſich ſomit aus einer ſubjektiven Macht zur objectiven erhebt. Das Ganze unſrer Kategorieen geſtaltet ſich hiernach folgendermaaßen. Der Gegenſatz von Perſönlichkeit und Objektivität, der ſich identiſch mit dem von Einheit und Trennung zeigt, iſt der höchſte. Die eine Seite deſſelben, die Objectivität *), in ihrer Beziehung auf die Form des Subjektiv-Bewußtſeins ergiebt die Gegenſätze der Anſchauungsform der Einheit im Geſonderten, der Zeit, und der abſoluten Sonderung, des Raums, welche Anſchauungsweiſen identiſch ſind mit den Gegenſätzen von Thun und Sein, von Bewegung und von Ruhe. Die Beziehung der Form der Zeitanſchauung auf die Raumanſchauung, d. h. der Einheit auf die Sonderung, ergiebt die Form der Quantität, wogegen die Beziehung der Zeitanſchauung als einer relativ geſonderten zu der Form des Selbſtbewußtſeins als der abſoluten Einheit, die Kategorie der Haupttempora ergiebt. Die Beziehung der auf dieſe Weiſe im Gegenſatz aufgefaßten Momente zu einander, d. h. die Form des ſubjektiven Einheitsbewußtſeins auf alle dieſe relativ objektiven Sonderungen bezogen, ergiebt die 4 Kategorieen der [illegible]

*) Das Ganze der Kategorieentafel ſtellt die allmählige Annäherung dieſer an die Form jener dar, welche das Unveränderliche iſt.

Relation: a. der geſonderten Zeitanſchauungen zu einander, b. der geſonderten Raumanſchauungen zu einander, c. der Zeitanſchauung zur Raumanſchauung und d. der Raumanſchauung zur Zeitanſchauung. Endlich haben wir noch die Kategorie der Qualität, welche das Verhältniß (nicht die Beziehung) des einzelnen Objekts zum Einzelnen oder zum Ganzen der Objekte auf der einen, und das Verhältniß des einzelnen Subjektiv-Bewußtſeins zu dieſem als einem Ganzen darſtellt, (ſo daß alſo auch hierauf die Kategorie der Sonderung auf eine relative Weiſe angewandt wird) und zugleich zum Objekt, in ſofern das Subjektivbewußtſein in ſeiner Erfülltheit immer auf ein ſolches bezogen werden muß. Und dies ergäbe die beigefügte Kategorieentafel.

§ 23.

Individualiſation der Formbildungsſylben zu formalen Wörtern und Redetheilen.

Die hier gegebene Tafel der Kategorieen enthält alle Formen der Auffaſſungsweiſe der äußeren Eindrücke durch unſer Bewußtſein, welche die allgemeine Form der Sprache faſt überall als nothwendig nachweiſt. Allein die Art, wie dieſelben hier entwickelt worden ſind, zeigt deutlich genug, daß dieſes keine abſolut geſchloſſene Reihe von Auffaſſungsweiſen darſtelle, und es weder nothwendig iſt, daß auf jeder Stufe des Bewußtſeins alle dieſe Formweiſen im Bewußtſein ſeien, und alſo in der Darſtellung hervortreten müſſen, noch auf der andern Seite keine weitere Entwickelung und Erweiterung oder Vermehrung dieſer Formen mehr möglich ſei. Vielmehr zeigt es ſich auch in der Erfahrung, daß eine jede Sprache noch eine Menge von Verhältniſſen und Formen der Beziehungen kennt und darſtellt, die hier nicht angegeben ſind, ſich aber freilich aus den gegebenen Formen nach der angegebenen Weiſe entwickeln laſſen. Gewöhnlich aber geht die Sprache, wo ſie über dieſen Kreis der Formen und Beziehungsweiſen hinausgeht, auch von ihrer organiſchen Entwickelungs- und Bildungsweiſe ab, und ſelten ſind für die neuen Verhältniſſe in der Sprache beſondere Flexionsformen vorhanden, ſondern, indem der urſprüngliche Stamm die Menge der Flexionsformen nicht mehr tragen und zuſammenhalten kann, ſo werden dieſe Formbezeichnungen als ſcheinbar ſelbſtſtändige Formwörter vor oder hinter den Stamm des Wortes geſetzt, und ſo löſen ſich, je weiter ſich die Sprache von ihrem Urſprunge entfernt, allmählig auch noch eine Menge früher organiſch mit dem Stamme der Wörter

S

von

Leb

ger

der

der

verbundene Flexionsſylben zu beſondern Form- und Hilfswörtern ab, und es entſteht die analytiſche Form der Sprache. Wir erhalten alſo eine Menge ſolcher Wörter, die ſich theils, wie wir es z. B. bei den Pronominibus gezeigt haben, eine Art von Inhalt verſchaffen, und ſich ſo an irgend einen Redetheil anſchließen, oder eigenthümliche Redetheile bilden, welche unter dem Namen der flexionsloſen Partikeln zuſammengefaßt werden. Zu der erſten Klaſſe gehören z. B. außer den Pronominibus, welche ſich aus den Flexionsſylben der Perſon abgelöſt und individualiſirt haben, und wenn ſie auch gewöhnlich als beſonderer Redetheil angeführt werden, doch wie ſie jetzt erſcheinen, als Subſtantive zu betrachten ſind, die ſogenannten Hilfszeitwörter, welche Zeit-, Modalitäts- und Genus-Flexionen des Verbums individualiſiren, und ihrer Form nach ſich an den Redetheil des Verbums, ja zum Theil ſogar an wirkliche Verba anſchließen. Zu der andern Klaſſe hingegen gehören die Präpoſitionen, welche Individualiſationen der Caſus-Verhältniſſe bezeichnen, mit welchen ſie in Verbindung treten müſſen, die Konjunktionen, welche Erweiterungen der Relationsverhältniſſe der Verben darſtellen, und dieſe daher in einer Art von Abhängigkeit von ſich zu halten ſcheinen, wie es überhaupt jetzt ſchon anerkannt iſt, daß man mit Unrecht behaupte, ein Caſus werde von einer Präpoſition oder ein Modus von einer Konjunktion regiert. Vielmehr ſind ſie beide auf gleiche Weiſe von dem Sinn bedingt, und die Konjunktion oder Präpoſition drückt nur eine beſtimmte Modifikation von der Bedeutung der Form aus, zu der ſie gehört, muß alſo natürlich überall in einer vollkommenen Uebereinſtimmung mit derſelben ſtehen. So iſt ferner das Zahlwort nichts weiter, als eine Individualiſation der einen Seite der Form des Numerus, der Mehrheit, und jede Zahl von eins an regiert daher gleichſam den Pluralis.

§ 24.

Von der Syntax oder Satzbildung.

Es ſcheint, daß wir hiermit erſt eine Seite von dem Gegenſtande unſrer Unterſuchungen erſchöpft haben, indem ſich in der Form und Mannigfaltigkeit der Satzbildung eine neue Bahn für die fernere Fortſetzung derſelben eröffnen dürfte. Aber der Satz bringt nichts Neues zu den oben dargeſtellten Formen hinzu, ſondern iſt eben die Einheit, aus der theils die Sprachentwickelung, theils die Wiſſenſchaft die dargelegten Formen zu ſelbſtſtändigen Geſtaltungen erhoben und ausgeſondert hat. Nur als Satz erſcheint die Sprache in ihrer Wirk-

lichkeit, und der Satz iſt dasjenige in der Sprache, was das Urtheil manifeſtirt. Das Urtheil alſo iſt die Wirklichkeit des menſchlichen Denkens. Das Selbſtbewußtſein im Gegenſatz zum Objekt haben wir als die abſolute Einheit bezeichnet, das erfüllte Selbſtbewußtſein ſtellt ſich gegen dieſe abſolute Einheit als ein Geſondertes dar. Es ſtellt das Selbſtbewußtſein unter die Form der Zeit, und ſtellt es in Beziehung auf das ihm als abſolut entgegengeſetzt gedachte Objekt dar. Dieſe Erfülltheit des Selbſtbewußtſeins ſtellt ſich dar oder ſpricht ſich aus als Urtheil. Das Urtheil aber an ſich iſt im Selbſtbewußtſein immer eine Einheit. Ich habe dieſes früher ſchon, wie ich glaube zur Genüge, in der nothwendigen Entwickelungsweiſe der Sprache nachgewieſen; aber ſo ſehr auch dem die Erfahrung zu widerſprechen ſcheint, ſo iſt dies doch nur ein Schein. Es giebt durchaus kein Moment unſres Selbſtbewußtſeins, welches im Urtheil ausgeſprochen wird, das nicht urſprünglich als abſolute Einheit der Vorſtellung entſtanden wäre, die ſich erſt mit der größeren Beſtimmtheit des Bewußtſeins in die getrennten, und alſo relativ entgegengeſetzten Momente ſonderte, aus welchen das Urtheil in der analytiſchen Form der Sprache dargeſtellt wird. Das Urtheil, wie es in der Sprache erſcheint, ſtellt ſich als die Anwendung der Beziehungsweiſen der als Gegenſätze in der Form unſres Bewußtſeins gegebenen Eindrücke der Außenwelt dar. Aber ſo wie die neueren Darſtellungen der Grammatik (Becker) ſchon nachgewieſen haben, daß alle verſchiedenen Satz- oder Urtheils-Formen durch ein Subſtantiv mit ſeinem Adjektiv dargeſtellt werden können, welche Form doch offenbar eine abſolute Form der Einheit der Anſchauung oder der Vorſtellung anzeigt, ſo behaupte ich auch jetzt, daß, wie der Satz in der Form der Sprache urſprünglich ſich als abſolute Einheit darſtellt, ſo auch das Urtheil im unentwickelten Bewußtſein als eine abſolute Einheit entſtehe, welches erſt durch ſeine Entwickelung in die verſchiedenen Gegenſätze der Form ſich ſpaltet, unter welchen die Einheit des Inhalts aufgefaßt wird. So finden wir in der That in der Auffaſſungsweiſe des Kindes noch eine Menge entgegengeſetzter Formen in einer noch unentwickelten Einheit. Faſt alle Formen des Verbums ſtellt es meiſtens durch den gleichſam formloſen Infinitiv dar. Selten tritt ein Caſus in ſeiner Beſtimmtheit hervor, ſondern immer faſt nur der reine Stamm ohne Artikel und Flexionsform ausgeſprochen. Selbſt die Redetheile haben ſich noch nicht in ihre Gegenſätze geſchieden; immer aber wird das ganze Urtheil in einem einzigen Worte dargeſtellt, das die Einheit des Bewußtſeins manifeſtirt, in welchem alle Gegenſätze des entwickelteren Auffaſſungsvermögens noch ungetrennt

gegeben ſind, wogegen doch wohl Niemand behaupten wird, daß, wenn das Kind den Ausdruck „Eſſen" ausſtößt, das allein der Inhalt ſeiner Vorſtellung oder ſeines Bewußtſeins ſei, was wir mit dem Infinitiv ausdrücken, ſondern vielmehr ganz eben das, dem Inhalte nach, was wir durch den Satz „Ich will dieſe Speiſe eſſen," was wir ſogar noch durch manchen Nebenſatz erweitern könnten, ausdrücken. In den verſchiedenen Formen des Urtheils iſt aber das ganze Bereich der Syntax beſchränkt, und da dieſe, ihrer Form nach, nichts weiter darſtellen können, als die faſt arithmetiſch berechenbare Mannigfaltigkeit der Beziehungsweiſen der in der Kategorieentafel dargelegten Gegenſätze der Auffaſſungsformen des gegebenen Inhalts, ſo dürfte für unſre Unterſuchungen aus der Verfolgung aller dieſer Formen wenig oder gar kein Gewinn entſtehen. Wir können die Prüfung dieſes einfachen Satzes einem Jeden ſelbſt überlaſſen, und verlaſſen daher ſchon hier die Unterſuchungen über die Syntax, ſo reiche Ausbeute dieſelben auch bei dem konſtruktiven Theile unſrer Wiſſenſchaft, den wir freilich in dieſem Werkchen ganz aufgeben müſſen, für die Beſtimmung der einzelnen Volksindividualitäten aus den in der Syntax hervortretenden feineren Nüancen der Auffaſſungsweiſen des gegebenen Inhalts ergeben dürften. —

§ 25.

Die Sprache hat keine beſondere Form für den Beweis.

Die gewöhnliche Logik giebt die Entwickelungsſtufen des menſchlichen Denkvermögens folgendermaaßen an: 1. die Anſchauung; 2. der Begriff; 3. das Urtheil; 4. der Beweis. Wie ſich uns das Verhältniß von Anſchauung und Begriff zum Urtheil ganz anders ergeben, als es in dieſer Wiſſenſchaft dargeſtellt zu werden pflegt, indem ſich uns die Wirklichkeit des erfüllten Bewußtſeins immer in der Form des Urtheils zeigte, hat der frühere Theil dieſer Schrift nachgewieſen. Wir haben jetzt alſo noch zu unterſuchen, welchen Werth von unſrem Standpunkte aus die Form des Beweiſes erhält, die lange Zeit als die höchſte Stufe der menſchlichen Denkthätigkeit betrachtet, und ſogar das eigentliche Weſen der menſchlichen Vernunft in die Thätigkeit des Beweiſens geſetzt wurde. Die Sprache aber verläßt uns hier ganz und gar, und ſcheint von dem hohen Werthe dieſer Kunſt oder dieſer Entwickelungsſtufe des menſchlichen Denkvermögens Nichts zu wiſſen. Wir finden keine eigenthümliche Form des

ſprachlichen Ausdrucks für den Beweis, und das Bewieſene kann immer wieder nur unter der Form des Urtheils dargeſtellt werden. Die Sprache lehrt uns alſo auf eine evidente Weiſe, daß dieſe Thätigkeit des Beweiſens keine eigenthümliche Kraft des menſchlichen Geiſtes ſei, und das Bewieſene durchaus auf keine andere Weiſe unſer Bewußtſein erfülle, als das Urtheil. Indeß hat die neuere Philoſophie dieſes Reſultat auch ſchon von andern Seiten her gewonnen (Schleiermacher) und der That nach gezeigt, daß der Beweis zu den Urtheilen, auf welchen er begründet iſt, durchaus nichts hinzubringe, und nur eine Analyſe des unentwickelt, ſowohl in dem Vorderſatze, als in dem Mittelſatze mitgegebenen Bewußtſeins-Moments ſei; denn wenn ich den Beweis habe: „Alle Menſchen ſind ſterblich, Kajus iſt ein Menſch, folglich iſt Kajus ſterblich,“ ſo iſt nicht nur in dem erſten Satze in der Bezeichnung des „Alle Menſchen“ Kajus ſchon mit als ſterblich gegeben, ſondern auch in dem Mittelſatze iſt, mit dem Ausdruck Menſch, der alle menſchlichen Eigenſchaften in ihrer Einheit darſtellt, die Eigenſchaft der Sterblichkeit für Kajus mitgegeben. Wenn alſo hiernach die Thätigkeit des Beweiſens jedenfalls aus den beſondern Thätigkeiten des menſchlichen Denkvermögens verſchwindet, ſo wie wir ſchon die der Begriffbildung in dem früheren Theil unſerer Unterſuchungen daraus verbannt haben, ſo ergiebt ſich daraus,

daß die ganze Thätigkeit des Denkens allein in der Thätigkeit des Urtheilens, d. h. in der Aufnahme des gegebenen Eindrucks in die Formen der Einheit, der Gegenſätze und Beziehungsweiſen des Bewußtſeins beſchränkt ſei.

Da wir nun aber auch gezeigt, daß der Uebergang zur Thätigkeit auf die Außenwelt ebenfalls in der Reihe dieſer Thätigkeiten liegt, ſo ergiebt ſich uns das Reſultat,

daß alle menſchliche Thätigkeit in dieſer Weiſe der Wechſelbeziehung zur Außenwelt begründet ſei.

Viertes Capitel.

Anknüpfung aller übrigen Weiſen der Manifeſtation, und der menſchlichen Thätigkeit überhaupt an die Sprache.

Wenn wir unſre Betrachtungen über die Sprache und Konſtruktion des Weſens des menſchlichen Geiſtes ſtreng nur auf das beſchränken wollten, was die Sprache ſelbſt im engſten Sinne kund giebt, ſo würden wir mit dem bisher Dargeſtellten ſchon das Ziel unſrer Unterſuchungen erreicht haben. Da es aber eben in dem Vorhergehenden unſer Hauptbeſtreben war, zu zeigen, daß die Sprache nicht als ein Zufälliges, mit dem übrigen Weſen des Menſchen und der Thätigkeit deſſelben nicht Zuſammenhängendes, iſolirt daſtehe, ſo haben wir bereits durch manche Reſultate unſrer Unterſuchung erkannt, in wie engem Zuſammenhange viele, ja alle Thätigkeitsweiſen des menſchlichen Daſeins mit denen ſtehen, welche ſich uns als weſentlich in der Sprache dargeſtellt haben. Da aber eine jede Thätigkeitsäußerung des Menſchen, d. h. jede Einwirkung des Menſchen auf die Außenwelt (denn von einer andern, wenn es ſolche giebt, können wir wenigſtens nicht wiſſen), nothwendig durch die beſondere Beſchaffenheit ſeines momentanen Daſeins, möge dieſe hervorgehen, woraus ſie wolle, beſtimmt ſein muß, ſo werden alle Formen dieſer Thätigkeiten nothwendig in genauem Verhältniß zu den Formen dieſer individuellen Beſchaffenheit der einzelnen Lebensmomente ſtehen müſſen, die wir, als Formen des Bewußtſeins oder des Denkens (denn auf dieſen Ausdruck kommt es uns hier nicht an) ſo eben aus der Manifeſtation derſelben in der Sprache konſtruirt haben. Wir ſind alſo hiermit nicht nur dazu gelangt, die Einheit der eigentlich ſogenannten praktiſchen Thätigkeit des Menſchen mit dem Denken, wie ſie ſich uns in der Modalitätskategorie dargeſtellt, nachzuweiſen, ſondern wir werden auch allen Formen dieſer Thätigkeiten ihren beſtimmten Ort, und ihr Verhältniß zu den dargeſtellten Formen des Bewußtſeins, ſo wie auch derſelben unter einander anweiſen können. Dieſes alſo würde der eigentliche zweite Theil unſrer Wiſſenſchaft, die angewandte Sprachwiſſenſchaft ſein, während dasjenige, was z. B. Bernhardi mit dieſem Namen bezeichnet, nämlich die Beziehung der aufgefundenen Geſetze für den Organismus der Sprache und ihre Formen, auf die ver-

ſchiedenen in der Sprache ſelbſt ſich darſtellenden Produktions-(Stil-) Weiſen, nicht dieſen Namen verdient, ſondern in eine ſpeciellere Ausführung des vorigen Theils gehören würde eben ſo wie die fortgeſetzte Konſtruktion dieſer Mannigfaltigkeit der Formen, zur Beſtimmung für die Charaktere der einzelnen Völker und der Individuen: eine Aufgabe, auf deren Löſung wir für dieſe Schrift freilich gänzlich haben verzichten müſſen. Und ſelbſt dasjenige, was wir jetzt von der angewandten Sprachwiſſenſchaft zu geben gedenken, wollen wir nur als eine vorläufige Probe, nicht als ein ausgeführtes Gebäude derſelben angeſehen wiſſen. — Die höchſte Stärke des Bewußtſeins alſo, d. h. das Bewußtſein der Nothwendigkeit eines Gegenſtandes der Außenwelt, zur Ergänzung der in unſerem Bewußtſein gegebenen Form der Totalität des Weltganzen, geht in die Hervorbringung dieſes, in der Wirklichkeit ſich uns nicht darſtellenden Gegenſtandes über. Dieſe Weiſe der Hervorbringung beſtimmter Gegenſtände der Außenwelt, oder vielmehr der Formung der relativ als reiner Stoff gegebenen Gegenſtände der Außenwelt nach jener Form unſres Bewußtſeins, theilt ſich nun zuvörderſt in Hervorbringungen der Kunſt- und der eigentlichen Naturbildenden Thätigkeit. Dieſe beiden Richtungen aber geben ſich ſogleich als die beiden Seiten dieſer Thätigkeitsweiſe, im Verhältniß zu den beiden Hauptgegenſätzen in der Form unſrer Auffaſſung der Eindrücke der Außenwelt kund, jene mit Beziehung auf das Objectiv-Bewußtſein, dieſe mit beſonderer Beziehung auf das Subjectiv-Bewußtſein. Die Kunſt iſt die Darſtellung des Ideals, d. h. die Darſtellung der in unſerm Bewußtſein gegebenen Form von der den Gegenſtänden der Außenwelt objektiv nothwendigen Geſtaltung, objectiv d. h. um demjenigen Verhältniß vollkommen zu entſprechen, das ihnen in der Totalität des Weltganzen zukomme. Die Naturbildende Thätigkeit hingegen giebt den Gegenſtänden der Außenwelt diejenige Geſtaltung, welche nothwendig erſcheint, um ſie den Zwecken angemeſſen zu machen, welche das ſubjektive Bewußtſein unſres Bedürfniſſes ihnen giebt. Die Kunſt wird gewöhnlich eingetheilt in bildende und darſtellende Künſte. Zu dieſen gehören die Poeſie, die Muſik, die Mimik und der Tanz, zu jenen die Malerei und die Bildhauerei. Schwer iſt es, der Baukunſt hier einen beſtimmten Ort anzuweiſen, und ihrer wahren Natur nach dürfte ſie als Anwendung der Kunſtthätigkeit auf die Werke der Naturbildenden Thätigkeit bezeichnet werden, wie dieſe Beziehung ſich z. B. bei den Griechen, und in neueſten Zeiten auch bei uns, faſt auf alle Richtungen dieſer Thätigkeit wirkſam zeigte, indem ſelbſt den gewöhnlichſten Geräthſchaften des häuslichen Bedarfs eine ſchöne, d. h.

kunſtgemäße Form gegeben wurde. Poeſie und Muſik aber, ſo wie Tanz und Mimik, zeigen ſich uns ſogleich als die Erhebung der reinen Manifeſtation zur Kunſtthätigkeit, jene als die Kunſt für die Manifeſtationen im Ton, dieſe in der Geberde *). Und zwar haben wir geſehen, daß die Muſik die Manifeſtation einer früheren Stufe der Entwickelung des Menſchen iſt, als die Sprache, ſo wie die Poeſie, wo ſie nicht eben ein gewolltes Kunſtprodukt iſt, immer eine frühere Entwickelungsperiode darſtellt, als die Proſa. Es dürften ſich hiernach die Grenzen und Verhältniſſe dieſer Künſte gegen einander leicht beſtimmen laſſen. Ein ähnliches Verhältniß aber ſcheint zwiſchen der Tanzkunſt und der Mimik im engern Sinne Statt zu finden. Malerei und Bildhauerei ſtellen ihrem Inhalte nach ganz daſſelbe dar, was Tanz und Schauſpielkunſt, nämlich das Ideal der Manifeſtationsweiſen für den Geſichtsſinn, nur daß in Letzteren die Darſtellung mehr noch im Gebiet des Subjektiven gehalten iſt, dort aber, und zwar in der Bildhauerei im höchſten Grade, rein objektiv hingeſtellt iſt. So etwa werden ſich nach unſerm Reſultate die Beſtimmunmungen für das Weſen der Kunſt und der Künſte geſtalten. Die zweite Seite unſrer Einwirkung auf die Außenwelt, in welcher die Form unſres Subjektiv-Bewußtſeins das wirkende Princip für die Geſtaltung derſelben iſt, welche ich bis jetzt als Naturbildende Thätigkeit im weiteſten Sinne bezeichnet habe, iſt die eigentliche ethiſche Richtung des Daſeins, welche bei der Kunſtproduktion als rein objectiver Darſtellung vollkommen zurücktreten muß. **Das ſubjektive Bewußtſein als produktive Macht iſt die Freiheit.** Die Exiſtenz des Einzelnen hat zwei Seiten: Erſtens ſteht er als wirkendes Subjekt im abſoluten Gegenſatze gegen die ganze Außenwelt, Freiheit, zweitens ſteht er als ſinnliches Weſen, wie wir Cap. I. § 10 dieſes erklärt haben, im abſoluten Zuſammenhange mit der ganzen Welt, in welcher er ſeiner ſelbſt nur als eines Gliedes des Ganzen bewußt ſein muß, Sinnlichkeit. Wir haben ſchon früher gezeigt, daß die Nothwendigkeit des Sprechens im weiteſten Sinne des Worts, d. h. die Nothwendigkeit der Manifeſtation eines jeden beſtimmten Moments unſers Seins (das iſt eben das ſinnliche Daſein) die nothwendige Gemeinſchaft mit der ganzen Außenwelt am beſtimmteſten ausſpricht, zugleich aber wieſen wir bei der Geſtaltung der Sprache aus der bloßen ſubjektiven Manifeſtation zur Mittheilung die

*) Eine merkwürdige Vereinigung aller dieſer Manifeſtationsweiſen als Kunſtprodukt findet ſich in dem Chor der griechiſchen Tragödie.

Gleichheit als ein mitwirkendes Moment zur Realiſation dieſer Gemeinſchaft nach; und hierin haben wir das Princip für die Bildung der untergeordnetern Gemeinſchaften, denen wir uns nun ſpeciell als Glied anzuſchließen haben. So ſtellt ſich die Gemeinſchaft der Menſchheit im Gegenſatze gegen die übrige Natur dar, zu welchem Ganzen wir im engern Verbande gehören, als zur übrigen Welt. Dieſe Gemeinſchaft theilt ſich nun wieder in die verſchiedenen Staaten, welche, durch die Einheit der Sprache beſtimmt, im engſten Bande der Verſtändigung und der Gemeinſchaft ſtehen u. ſ. w. *). Immer aber bleibt die Realiſation der Einheit des Geſonderten, die ſich durch die Aufnahme der äußeren Einwirkung in unſre ſubjektive Bewußtſeinsform geſtaltet, das Princip für alle Naturbildende ethiſche Thätigkeit. Doch muß man ſich hier eben ſo wie bei der Konſtruktion der andern Seite unſrer Thätigkeit (der aufnehmenden, der Denkthätigkeit) wohl hüten, die Einheit und Gemeinſchaft mit der Gleichheit und Unterſchiedsloſigkeit zu verwechſeln. Sondern ſo wie in der Sprachentwickelung die Individualiſation das herrſchende Princip iſt,

---

*) Mit dem größern oder geringern Umfange dieſer relativen Gemeinſchaften ändern ſich jedesmal unſre Pflichten gegen die einzelnen Glieder derſelben, und die ganze Phyſiognomie der ethiſchen Beziehungen zu denſelben wird eine andre. Niemand wird es leugnen, daß die relative Gemeinſchaft, in welcher wir mit der ganzen Natur ſtehen, uns einen Kreis von Pflichten gegen dieſelbe auferlegt. Wir haben alſo Pflichten gegen empfindungsloſe Steine, gegen Pflanzen und Thiere. Aber ſo ſchwach iſt unſre Gemeinſchaft mit den Individuen des Mineralreichs, daß man kaum noch eine Beziehung ahndet, welche uns Pflichten gegen dieſelben auferlegt. Faſt eben ſo, wenn auch in einem etwas geringeren Grade, verhält es ſich mit dem Pflanzenreich. Erſt beim Thierreich tritt das Bewußtſein eines Pflichtverhältniſſes gegen daſſelbe hervor. Aber wenn es auch heißt: „Du ſollſt kein Thier unnöthiger Weiſe quälen", ſo tödten und quälen wir doch dieſelben nach unſrem Gutdünken, wo nur der kleinſte Vortheil für uns daraus erwächſt. Erſt mit der Idee der Menſchheit ſcheint das Bewußtſein der Pflicht als kategoriſcher Imperativ zu erwachen. Aber auch hier ſelbſt ändert ſich das Gebiet der Pflichten mit dem engeren und weiteren Kreiſe der Gemeinſchaft. Die Macht der Pflichten, welche uns die Gemeinſchaft des Staats auferlegt, hebt oft die Pflichten gegen die Menſchheit in einzelnen Richtungen abſolut auf, und ſelbſt der Mord wird erlaubt, ja wird zur Pflicht, wo es der Staat verlangt. So könnten wir noch weiter hinabſteigen zur Familiengemeinſchaft u. ſ. w. Aber es zeigt ſich, daß die Phyſiognomie der ethiſchen Beziehung nirgends eine abſolute iſt, ſondern als Correlat der Stufe der Gemeinſchaft und der Gleichheit (denn die Idee der abſoluten Totalität und Gemeinſchaft iſt ja eben das Princip aller ethiſchen Denkbeziehungen) durch dieſelben beſtimmt wird.

ſo iſt ſie es auch in der ethiſchen Thätigkeit; und Gleichheit unter allen Weſen oder auch nur allen Menſchen, ſelbſt in den kleinſten Gemeinſchaften derſelben, darf und kann nie der Endzweck unſres Wollens ſein, der allein der iſt, daß das Ganze der Welt als eine vollkommene Gemeinſchaft ſich geſtalte, in welcher alles Einzelne, als ein beſonderes Glied, auf eine beſondere Weiſe wirkſam ſei.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von E. Haaſe in Rathenow.

Rob.

Stern, Sigismund,

Vorläufige Grundlegung zu einer Sprachphilosophie

Berlin 1835

L.gen. 89 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583182-5